3. Jahrgang. Einzelpreis 25 Groschen. Nr. 8



Kattowitz, den 24. Februar 1934

Bezugspreis: monatlich 0.80 zł, vierteljährlich 2.40 zł zuzüglich Postbestellgebühr.
Bestellungen werden von allen Postämtern und Geschäftsstellen entgegengenommen.

Der „Oberschlesische Landbote“ erscheint an jedem Sonnabend
Verantwortlicher Schriftleiter: Anselm Kyzia, Chelm.
Verlag und Geschäftsstelle:
Kattowitzer Buchdruckerei und Verlags-Sp. Akc., Katowice, ulica 3-go Maja 12.
Fernruf: 7, 8, 10, 2635. P. K. O. Katowice 302 620.
Druck: Concordia Sp. Akcyjna, Poznań, ul. Zwierzyniecka 6.

Harakiri des Austromarxismus

Den Machtmitteln des Staates, die mit rücksichtsloser Schärfe eingesetzt wurden, ist eine äußere Beruhigung der Lage in Österreich gelungen. Die Marxistenführer sind nach reichsdeutschem Vorbild geflohen, Waffen wurden abgeliefert, wenigstens teilweise, und die Toten werden begraben.

Der Austromarxismus, den sozialdemokratischen Parteien aller Länder so oft als Vorbild gepriesen, hat ausgespielt. Verdrängt sind die alten Machthaber aus dem roten Rathaus Wiens. In den Arbeitervorstädten floß viel Blut. Grauenhafte Verwüstungen sind besonders in den Wohnquartieren angerichtet worden, die einst der Stolz der Gemeinde Wien waren. Es verlohnt sich wohl, an einem entscheidenden Wendepunkt einen Rückblick auf die Machtentfaltung und den geheimen Einfluß des Austromarxismus in den vergangenen Jahren zu werfen.

Deutsch-Österreich hat Ende 1918 gleich zwei Revolutionen über sich ergehen lassen müssen, eine nationale und eine soziale. Die nationale Revolution löste das Habsburgerreich in seine völkischen Bestandteile auf. Mit der sozialen Revolution kam die österreichische Arbeiterschaft zur Macht im Staate. Der 12. November, der Augenblick der Volkserhebung im Jahre 1918, wurde bis vor kurzem überall in Österreich als nationaler Festtag gefeiert. Einen Augenblick schien es so, als könnte in den Tagen des Umsturzes wenigstens Großdeutschland verwirklicht werden. Die Nationalversammlung, in der übrigens die Sozialdemokraten als stärkste Partei tonangebend waren, verkündete ein Staatsgrundgesetz, das Deutsch-Österreich zu einer demokratischen Republik und zu einem Bestandteil der deutschen Republik erklärte. Die Siegerstaaten ließen den „Anschluß“ aber nicht zu. In der neu eingerichteten österreichischen Republik trugen die Austromarxisten (wie man die Sozialdemokraten Österreichs bald zu nennen pflegte) bis zum Juni 1920 die volle Verantwortung. Der Sozialdemokrat Renner, der auch heute noch im Parteileben eine Rolle spielt, führte die erste Regierung Nachkriegs-Österreichs. Und der eben jetzt abgesetzte Wiener Bürgermeister Seitz präsidierte als Erster der Nationalversammlung und übte zeitweise die Funktionen des später gewählten Bundespräsidenten aus.



Der Kampf um Wiens rote Wohnburgen

Einschlagstellen von Granaten am Karl-Marx-Hof, der großen Wohnburg in Wien-Heiligenstadt, die erst nach schwerer Artillerie-Vorbereitung in heftigen Nahkämpfen durch die Bundestruppen besetzt werden konnte.

Als die erste republikanische Begeisterung verrauscht war, trat im politischen Leben Österreichs jener Zustand ein, den die Austromarxisten mit Vorliebe als ein „Gleichgewichtsverhältnis der Klassen“ bezeichneten. Bei den ersten ordentlichen Parlamentswahlen im Oktober 1920 mußten die Austromarxisten ihren bevorzugten politischen Platz an die Christlichsozialen abtreten, die unter der Führung des Prälaten Seipel mächtig erstarkten. Es bildete sich ein Zweiparteiensystem heraus, bei dem zwar die Christlichsozialen die Staatsverantwortung übernahmen, das aber auch dem Austromarxismus noch mannigfache Betätigungsmöglichkeiten ließ. Keine politische Entscheidung konnte getroffen werden, an der die Sozialdemokraten nicht mitwirkten. Bis in die Zeit des Dollfuß-Systems machte sich dieser unterirdische Einfluß der Sozialdemokratie immer wieder bemerkbar. Die letzten Parlamentswahlen vom 9. November 1930 machten die Sozialdemokratie abermals zur stärksten österreichischen Partei — neben 66 Christlichsozialen, 10 Landbündlern, 6 Heimwehrleuten und 8 Großdeutschen. 72 Sozialdemokraten nahmen in dem rosaroten Nationalrat Platz.

Die katholische Landbevölkerung Österreichs hält nichts von marxistischen Lehren. Die sozialdemokratische Wählerschaft rekrutierte sich in der Hauptsache aus dem städtischen Proletariat Wiens. Ein paar Industrieorte in Oberösterreich und Niederösterreich verstärkten noch den roten Wählerstrom. Nicht zufällig fiel aber gerade die Bundeshauptstadt Wien den Austromarxisten als leichte Beute zu — und so gründlich, daß Wien von 1918 bis zur Gegenwart mit einer sozialdemokratischen Zweidrittelmehrheit aufwarten konnte. Wo liegt das Geheimnis des roten Erfolges? Was machte die Stadt Wien zum Muster soziali-

stischer Gemeindepolitik? Wiens früherer Finanzdiktator, der berüchtigte Stadtrat Breitner, brachte es fertig, mit einem merkwürdigen Steuersystem die Wiener Gemeindefinanzen so zu stärken, daß in größtem Umfange Häuserblocks aus Gemeindemitteln errichtet werden, Spiel- und Sportanlagen gebaut und sanitäre Einrichtungen angelegt werden konnten. Dieser Stadtrat Breitner brachte es dahin, daß die Gemeinde Wien zuletzt 60 000 Wohnungen verwaltete. Und diese Wohnungen waren zum guten Teil aus Mitteln der Wohnbausteuer errichtet. Die Wohnbausteuer legt dem Mieter einen bestimmten Beitrag zur Neubautätigkeit für die Wohnungslosen auf. Auf jedem der gewaltigen Wiener Wohnblocks ist es stolz vermerkt, daß dieser Bau der Gemeinde Wien gehört und aus Mitteln der Wohnbausteuer errichtet worden ist. Selbstverständlich stellte die rote Gemeindeverwaltung Wiens ihre Leistungen nicht unter den Scheffel. Nach dem freiwilligen Rücktritt Breitners führte der jüngere Dannenberg das Werk seines Meisters fort.

Überall ist der Austromarxismus als der Musterknabe des internationalen Sozialismus verhätschelt worden. Unter den „Köpfen" des Austromarxismus muß man drei verschiedene Gruppen unterscheiden: die Theoretiker, die Kommunalpolitiker und die Praktiker. Zu den Theoretikern gehörten der Wiener Professor Max Adler und der „österreichische Lenin" Otto Bauer, der als Kriegsgefangener in Rußland während der Umsturzzeit seine Erfahrungen sammeln konnte. Als Praktiker der Politik darf man den Exbundeskanzler Renner ansprechen, den Schutzbundführer Deutsch und den alten „General" Körner. Zu den Kommunalpolitikern gehören außer Breitner der Wiener Bürgermeister Seitz, der letzte Finanzdiktator Dannenberg und Professor Tandler, dem Wien die Modernisierung seines Gesundheitswesens verdankt. Diese Männer, von den Arbeitermassen einst enthusiastisch gefeiert, werden jetzt zunächst zur Verantwortung gezogen werden.

Politische Umschau

Das Ergebnis der Moskau-Reise Minister Becks

Weitere Besserung der polnisch-russischen Beziehungen

Der dreitägige Besuch des polnischen Außenministers Beck in Moskau hat ihm und dem Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten Litwinow die Möglichkeit zur Abhaltung einiger langer Unterredungen gegeben. Der Meinungsaustausch zwischen Minister Beck und dem Volkskommissar Litwinow hat die Gemeinsamkeit der Anschauungen über viele dieser Fragen und den festen Entschluß der von ihnen vertretenen Regierungen gezeigt, die Bestrebungen um eine weitere Besserung der gegenwärtigen Beziehungen und um die Annäherung der Völker beider Staaten fortzusetzen. Die Grundlage hierfür sind die zwischen den beiden Ländern geschlossenen Verträge, wie der Nichtangriffspakt und die Konvention über die Bezeichnung des Angreifers. Man hat es für geboten gehalten, der Wirksamkeit dieser Verträge möglichst langdauernden Charakter zu verleihen. Im Geiste dieser Verträge sind beide Regierungen bereit zur Zusammenarbeit für die Aufrechterhaltung und Festigung des allgemeinen Friedens, indem sie bei dieser Zusammenarbeit besonderes Augenmerk auf die Erhaltung normaler Friedensbeziehungen in dem sie näher interessierenden östlichen Teile Europas richten.

Während der Konferenz erklärte Oberst Beck u. a., daß die polnisch-russischen Beziehungen sich im Zustande einer systematischen und methodischen Besserung befinden. Er ist überzeut davon, daß die öffentliche Meinung in Polen dem Werke der Annäherung zwischen den beiden Staaten wohlwollend gegenübersteht. Mit dem Kommissar Litwinow habe man

positive Arbeit um die Stabilisierung des Friedens geleistet.

Das Wort „Friede" sei im Munde des Ministers als eines ehemaligen Kriegsteilnehmers keine Phrase, sondern ein realer Begriff.

Am Donnerstag nachmittag ist Außenminister Beck mit seiner Begleitung aus Moskau abgereist. Auf dem Bahnhof gaben ihm das Geleit Außenkommissar Litwinow, Vizekommissar Krestinski, Vertreter der Roten Armee, ferner von polnischer Seite Mitglieder der polnischen Gesandschaft und hervorragende Vertreter der polnischen Kolonie. Längs des Bahnsteigs, der mit polnischen und sowjetrussischen Flaggen geschmückt war, war eine Ehrenkompanie aufgestellt. Der Abschied des Ministers Beck von Litwinow, sowie zwischen den Gattinnen der beiden Außenminister trug einen besonders herzlichen Charakter.

Österreich nach vier Tagen Bürgerkrieg

Der marxistische Aufruhr niedergeschlagen

Der Aufruhr der österreichischen Marxisten ist durch die Regierungsgewalt jetzt restlos niedergeschlagen worden. In Wien und in den Ländern wurden die Kampfhandlungen beendet und die Ruhe nicht wieder gestört. Man schreitet überall zur Aufräumung der Kampfstätten und Säuberung des staatlichen Lebens von unsicheren Elementen. Die Aufhebung des Standrechts steht dicht bevor. Die äußere Beruhigung der Lage in Oesterreich durch Waffengewalt hat freilich die bestehenden inneren Spannungen zwischen Volk und Regierung nicht beseitigen können.

Die Straßenbahnen verkehren wieder in vollem Umfange. Theater und Kinos öffnen wieder. Die öffentlichen Gebäude werden nach wie vor von Truppen und Polizei besetzt. Durch die Straßen ziehen größere Truppen- und Heimwehrabteilungen. Die Polizei und das Sicherheitskorps, die in den letzten Tagen ununterbrochen in die Kämpfe eingesetzt worden waren, sind zur Erholung in die Kasernen zurückgezogen worden.

In den Außenbezirken und in den großen Kampfabschnitten wird die militärische Ueberwachung voll aufrechterhalten.

Der allgemeine Bereitschaftszustand bleibt bestehen.

Die Entwaffnungsaktion und Waffensuche in dem ganz Wien umgebenden Gürtel der Gemeindebauten, die in den Kämpfen die Stützpunkte des Aufstandes bildeten, werden systematisch fortgesetzt. **Neue umfangreiche Waffenlager sind in den Nachtstunden entdeckt worden. Es erfolgen weiter zahlreiche Verhaftungen.** Die Suche nach Aufdeckung des Organisationsnetzes des Aufstandes wird fortgeführt. Die Ergebnisse werden allerdings noch nicht bekanntgegeben. Die Schutzbündler wollen nach der tschechischen Grenze hin flüchten, werden jedoch von der Gendarmerie verfolgt.

Die Regierung schreitet in der Säuberung der Wiener Verwaltung von sozialdemokratischen Elementen weiter fort. Das alte Wappen der Stadt Wien, der Doppeladler, ist wieder eingeführt worden. Aus den Amtsräumen des Rathauses verschwindet der sozialdemokratische Bilderschmuck. In den Schulen und in der Schulverwaltung sind sämtliche sozialdemokratische Persönlichkeiten von ihren Posten enthoben worden. Die zahlreichen Standrechtsverhandlungen in Wien, St. Pölten und Steyr gehen weiter.

Erklärungen vor der Presse

Der Bundespressechef Gesandter Ludwig gab vor zahlreichen ausländischen Pressevertretern eine Erklärung ab. Nach Auffassung der Regierung sei die Beschießung der Linzer Polizei als Ausgangspunkt der Aufstandsbewegung anzusehen. Da die Sozialisten offensiv gegen die Regierung vorgegangen seien, habe diese sich gezwungen gesehen, die Machtmittel zur Unterdrückung des Aufstandes einzusetzen.

Der Aufstand sei jetzt eine endgültig abgetane Angelegenheit.

Ludwig sagte ferner, offenbar um der vielfach kritischen Stellungnahme der ausländischen Presse zu der Haltung der Regierung entgegenzutreten, die Niederwerfung des Putsches habe zu einer außerordentlichen Stärkung der Stellung der österreichischen Regierung geführt.

Zu der viel erörterten Frage, was die Regierung nun tun werde, erklärte Gesandter Ludwig,

der bisherige Regierungskurs werde beibehalten.

Die Arbeiterschaft werde nicht in ihren Rechten gekürzt werden. Die Regierung wolle die Ansprüche der Arbeiterschaft voll berücksichtigen und nehme keineswegs gegenüber der Arbeiterschaft eine feindselige Haltung ein.

Insgesamt ungefähr 2000 Tote beim Schutzbund

Und die Verluste der Truppen und Heimwehr?

Die Feststellung der Zahl der Toten des Schutzbundes stößt auf die große Schwierigkeit, daß der Schutzbund meist seine Toten während des Kampfes fortgeschafft hat. Der häufige Wechsel in den großen Kampfabschnitten wie Florisdorf und Simmering hat es mit sich gebracht, daß zahlreiche Tote bisher noch immer nicht gefunden wurden. In dem „Allgemeinen Krankenhaus" sind nach vorläufigen Angaben 130 Personen ihren Verletzungen erlegen. Aus 152 einzelnen Kampfhandlungen, in denen durchschnittlich jeweilig von vier Toten berichtet wurde, ergibt sich eine Gesamtzahl von etwa 600 Toten. Die Verluste des Schutzbundes in Schlingerhof und in Florisdorf werden mit 150, im Karl-Marx-Hof mit 60, im Heiligenstädter Bahnhof mit 30 Toten angenommen. Diese hohen Zahlen werden auf die Kampfhandlungen in geschlossenen Gebäuden und die Einsetzung von Artillerie zurückgeführt. Nach den bisher vorliegenden Angaben wird für den Schutzbund mit einer Gesamtzahl von ungefähr 1300 Toten in Wien und 700 Toten in den Ländern gerechnet. Merkwürdigweise sagt diese Statistik nichts von den Verlusten der Truppen und der Heimwehr.

500 Wiener Juden nach Lodz geflüchtet

Wie der regierungsfreundliche „Kurjer Czerwony" meldet, sind in Lodz und Umgegend bereits 500 jüdische Flüchtlinge aus Wien eingetroffen. In Kreisen dieser

Flüchtlinge besteht, wie es in der Meldung weiter heißt, die Meinung, daß die Kämpfe in Oesterreich eine völlige Niederlage der Sozialisten herbeiführen würden. Da die Juden in der österreichischen Sozialdemokratie eine führende Stellung einnehmen, sei zu befürchten, daß die nationalen Kreise, die in Oesterreich nunmehr zur Macht gelangen würden, alsbald mit Maßnahmen gegen das Judentum hervortreten dürften.

2000 Gefangene in Wien

Nach den neuesten Meldungen haben die Regierungstruppen allein in Wien 2000 Personen festgenommen. Wie inzwischen festgestellt wurde, hatten die Roten einen

Gasangriff mit Chlorgas

geplant. Unter den Toten befinden sich zahlreiche Frauen. Es soll sich dabei nicht nur um unschuldige Opfer handeln, sondern es soll auch vorgekommen sein, daß sich Frauen aktiv an den Kämpfen beteiligt haben.

Annahme des Haushaltsplanes durch den Sejm

Nach erregter Debatte

Der Sejm hat am Mittwoch den Haushaltsplan 1934/35 in dritter Lesung angenommen.

Vor der Abstimmung gaben die Vertreter der Nationaldemokraten, der Sozialisten, der vereinigten Bauernfraktion sowie einiger kleinerer oppositioneller Gruppen Erklärungen gegen den Haushaltsplan ab. Der nationaldemokratische Redner Rybarski wies u. a. in seiner Rede auf die wachsende Gefahr des Judentums hin, namentlich des Anwachsens jüdischen Kapitals in Polen, und forderte von der Regierung, sie möchte dieses Problem nicht unterschätzen.

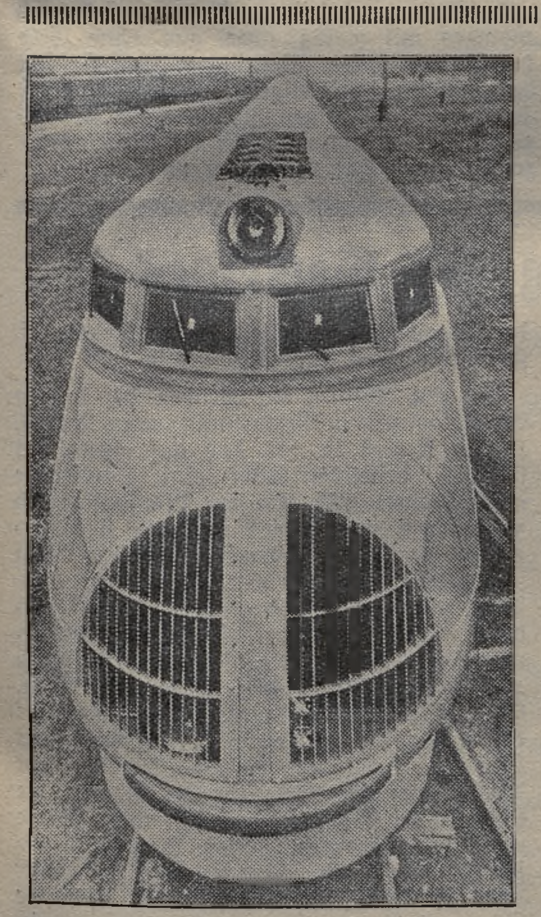
Im Laufe der weiteren Aussprache erklärte Abg. Niedzialkowski, daß die Sozialisten gegen das Budget stimmen würden, um dadurch ihrer grundsätzlichen Einstellung zum gegenwärtigen Regierungssystem Ausdruck zu geben. Der Redner kam auf die blutigen Ereignisse in Oesterreich zu sprechen und stellte fest. daß in den Straßen Wiens sich bedeutende Dinge abgespielt hätten, die man nicht richtig einzuschätzen wisse. Es sei die Legende zerstoben, daß die sozialistische Bewegung der Welt zu einer tatkräftigen Verteidigung nicht fähig sei. Dort habe man dem Faschismus den Todesstoß versetzt. Redner gab seiner großen Befriedigung darüber Ausdruck, daß die Sozialdemokraten in Oesterreich zur Waffe gegriffen hätten.

Der Regierungs-Abg. Miedziński polemisierte lebhaft mit den Sozialisten und erklärte, daß der Kampf der österreichischen Sozialisten gegen Dollfuß nur ein Beweis für den mangelnden politischen Instinkt der Marxisten sei; denn dadurch hätten sie, ihrem Wunsche entgegen, den Nationalsozialisten die Situation leichter gemacht.

Abg. Miedziński schließt seine Polemik mit den Sozialisten folgendermaßen ab. „Ihr Herren von der PPS. führt die Massen irre, indem Ihr die Dinge so darstellt, als säße hier auf den Bänken des Regierungsblocks die Schwäche, und bei euch sei die Kraft. Ueberall, wo Ihr jetzt zum Kampf angetreten seid, habt Ihr schwere Niederlagen davongetragen.

Ihr seid nicht in der Lage, von heute auf morgen auf revolutionärem Wege das kapitalistische System zu ändern und dadurch die Not in Polen zu verringern.“

Es folgte dann die Abstimmung, die die Annahme des Finanzgesetzes mit dem Haushaltsvoranschlag und den eingebrachten Entschließungen ergab.



Gesicht der Eisenbahn von morgen

Erstes Bild des neuen Stromlinien-Eisenbahnzuges, der für die amerikanische Union-Pacific gebaut wurde. Der Zug gleicht im Aussehen einem schlanken Geschoß auf Rädern. Die Maschine hat ein Gesicht wie ein modernes Großflugzeug.

Ein Beitrag zur deutsch-polnischen Verständigung

Als es den Führern der beiden großen Nachbarstaaten gelungen war, die jahrelangen Verhandlungen durch Verträge zu Ende zu führen, glaubten viele Bürger, namentlich in den Grenzbezirken, daß nun endlich bei den maßgeblichen und verantwortlichen Behörden sich auch der Verständigungswille durchsetzen werde. Obwohl der Vertrag über die Erleichterungen im kleinen Grenzverkehr bereits am 1. Januar 1934 in Kraft trat, ist vielen polnischen Staatsbürgern deutscher Nationalität bisher die Ausgabe von Dauerpassierscheinen verweigert worden. Der Art. 6 besagt, daß Grenzausweise in der Regel mit einer Gültigkeitsdauer von 1 Jahr auszustellen sind. Bei einer Reihe von Antragstellern hat man diese vorgeladen und eine Begründung verlangt, zu welchem Zweck der Antragsteller einen Dauerausweis benötige. Weder Erbschaftsregulierungen noch Geschäftsverbindungen wurden als maßgebend anerkannt und die Ausstellung von Dauerscheinen verweigert. In dem ganzen Texte des Abkommens ist nichts gesagt, daß die Behörden das Recht haben, nach Gründen zu fragen oder aber welche Gründe als stichhaltig gelten. Bis vor kurzem begründete man verschiedene Ablehnungen damit, daß noch keine vorschriftsmäßigen Formulare bzw. Grenzausweise vorhanden seien. —

Besonders schmerzlich wird von den Bewohnern der Grenzzone noch empfunden, daß die neuen Einzelausweise mit der Geltungsdauer von 6 Tagen 1.— Zloty kosten. Vor dem Inkrafttreten des deutsch-polnischen Abkommens kostete der einmalige Dauerschein nur 50 Groschen. Es würde von allen Bewohnern des Grenzgebietes begrüßt werden, wenn eine einschneidende Verbesserung des ganzen Verfahrens erlangt werden könnte. —

Frankreich antwortet

Die gefährlichen SA- und SS-Formationen

Die französische Antwortnote auf die deutsche Abrüstungsdenkschrift vom 19. Januar wird nunmehr veröffentlicht. Die französische Regierung nimmt darin einleitend den Geist der Loyalität und Aufrichtigkeit für sich in Anspruch, in dem sie ein mit der Genfer Konferenz in Einklang stehendes Programm aufgestellt habe. Die französische Note bemängelt dann mit Bedauern und Verwunderung, daß die deutsche Regierung ihre Vorschläge nicht abmildern zu sollen glaubte und deren Tragweite nicht präzisiert habe, daß die französische Regierung in der deutschen Denkschrift auch keine genügende Aufklärung über die deutsche Stellungnahme zur Kontrollfrage gefunden habe.

Die französische Regierung glaubt dann „zwei wesentliche Mißverständnisse“

aufklären zu sollen. Bei der Forderung einer sofort wirksamen Kontrolle mit dem Inkrafttreten der Konvention handele es sich um nichts, was die Ehre der deutschen Regierung verletzen könnte. Die deutsche Regierung bezweifle offenbar den Willen der französischen Regierung, eine Begrenzung ihrer überseeischen Personalbestände ins Auge zu fassen. Nichts sei unrichtiger als das. Ebensowenig sollen die überseeischen Streitkräfte von der Beschränkung ausgenommen werden, deren mobiler Charakter erfordert. daß sie jederzeit dem Mutterlande verfügbar sind, um in kürzester Zeit nach denjenigen Punkten des Kolonialreiches gebracht zu werden, wo ihre Anwesenheit für nützlich gehalten wird.“

Die französische Regierung denke nicht daran, in einem ihr passenden Augenblick die in der Konvention festgesetzte Herabsetzung geheimer Streitkräfte durch Ueberseebrigaden auszugleichen, da die Konvention die Personalbestände genau begrenzen würde, die in Friedenszeiten im Mutterlande stationiert werden könnten. Doch diese besonderen Fragen dürften trotz ihrer Wichtigkeit nicht dazu führen, daß man das wesentliche Problem aus den Augen verliere. „Die französische Regierung ist stets der Ansicht gewesen, daß die festzusetzenden Höchstzahlen sich auf die Gesamtheit der Kräfte beziehen müssen, die militärischen Charakter tragen, und sie hat es als feststehend betrachtet, daß

die Formationen der SA. und SS.

diesen Charakter haben.“ Die französische Regierung hält ihre früheren Angaben hierüber voll und ganz aufrecht und erklärt, ihre Unterschrift unter keine Konvention setzen zu können, die erst der Zukunft die Entscheidung darüber überließe, ob die Formationen der SA. und SS. einen militärischen Wert hätten. Eine auf diesem Grundsatz beruhende Konvention wäre auf einer falschen Grundlage aufgebaut.

Zum Schluß versichert die französische Regierung ihre Ansicht, daß eine vollständige und loyale Einigung mit Deutschland sowohl die Bedingung als auch die Garantie für die Besserung der Lage wäre. Aber andererseits wäre nichts gefährlicher als eine Unklarheit. Es liege bei der deutschen Regierung, diese Unklarheit aufzuklären; die französische Regierung habe die Pflicht, die von ihr begründete Auffassung aufrechtzuerhalten, die dem in ihrem Aide memoire vom 1. Januar festgelegten Programm zugrunde liege. „Ohne die Gegenseitigkeit und Aufrichtigkeit der gleichen Absichten der deutschen Regierung in Frage zu stellen, ist sie der Ueberzeugung, daß eine Verhandlung nichts dabei verliert, wenn die Meinungsverschiedenheiten, die einer endgültigen Einigung im Wege gestanden haben, erkannt, einander angenähert und sogar einander gegenübergestellt werden.“

Wohlfahrt statt Wohltätigkeit

„Bemüht die Herzen und beschäftigt die Hände, wenn Ihr helft"

Anselm Kyzia, Chelm.

Die Arbeitslosigkeit mit ihrer großen Not hat sich nun auch in den Landgemeinden eingenistet. Ihren Opfern muß geholfen werden, und das Mittel dazu ist die Wohltätigkeit. Das Bargeld ist rar und wird immer knapper, deshalb erfolgt die Spende in Form von Lebensmitteln. Die beliebteste Form der Almosen sind die Suppenküchen, welche auch auf den Dörfern eingeführt werden. Sie sind so Einfälle der Köpfe. Bekanntlich kommen aus den Köpfen nicht die besten Einfälle, sie entspringen mehr den Herzen, denn wenn der Kopf eines Tages mit seiner Weisheit fertig geworden ist, dann fällt dem Herzen immer noch etwas ein." Bei der Wohltätigkeit braucht man nur in die Tasche zu greifen, was meist gedankenlos geschieht. Man denkt dabei zum mindesten nichts Gutes über den Almosenempfänger; man gibt ihm zu fühlen, daß er als Last empfunden wird, und dieses Gefühl wirkt immer peinigend auf den Armen, wenn er dazu noch gesunde Glieder hat. Nur bei alten gebrechlichen, arbeitsuntauglichen Menschen können Almosen allenfalls als berechtigt gelten. „Eine Not wird nur durch die Tat gebrochen." Auch das Spenden muß mit dem Tätigsein in eine Verbindung gebracht werden. Es muß etwas erfunden werden, das viele Hände in Tätigkeit setzt, aber um Gotteswillen nicht die, die in die Taschen greifen. Man muß den Notleidenden die Möglichkeit geben, sich selber zu helfen, und das Mittel dazu ist die Wohlfahrt. Interessant dafür ist ein Beispiel aus Deutschland. Das Vogtland beherbergt eine reiche Spitzenindustrie. Da man aber diese Ware am leichtesten entbehren kann gibt es dafür keine Aufträge, und die Arbeitslosigkeit ist dort sehr groß geworden. Man hätte ihr mit Sammelbüchsen, Aufrufen u. dgl. helfen können; aber bei allen diesen Unternehmungen wären nur die peinigenden Almosen herausgekommen. Deshalb hat man hier im Sinne der Wohlfahrt zu der Tat gegriffen. Einem mitleidigem Herzen für die armen Vogtländer ist ein glücklicher Einfall entsprungen; er bestand in der Erfindung einer kleinen, weißen Spitzenrosette, welche die gesetzmäßige Form eines Schneekristalls hat. Diese Rosette wird wie eine große Schneeflocke auf dem Rockaufschlag getragen und zwar in jeder Großstadt und auch in jedem Winkel des Deutschen Reiches. Und wenn auch mancher Träger dieser Rosette gar nicht weiß, wo das Vogtland liegt, aber er weiß, daß es den Vogtländern schlecht geht und ihnen durch Arbeit geholfen werden muß. So können sich dort die vielen fleißigen Hände wieder regen, weil ein nachdenkliches Herz für sie einen guten Einfall hatte. Ja, noch mehr! Durch denselben wurde ein großes Volk wie zu einer einzigen großen Familie umgewandelt. Ein einzig schönes Beispiel für den Begriff „Wohlfahrt": bemüht die Herzen und beschäftigt die Hände, wenn Ihr helfen wollt.

Für die Wohlfahrtsbestrebungen ist das Dorf, das Land, weit besser geeignet wie eine Stadt, eine Industrieaegend. Auch auf diesem Gebiete müßte das Land ein Vorbild für die anderen Gebiete menschlicher Gemeinschaften werden. Die Versorgung Arbeitsloser mit fertigen Lebensmitteln oder gar die Einrichtungen von Suppenküchen würde eine gesunde Wohlfahrtsbewegung erübrigen. Alle diese Almosenempfänger müßten der Naturalwirtschaft zugeführt werden, bei welcher sie wiederum ihre Hände rühren und ihre Lebensmittel selber produzieren könnten. Die Leute arbeiten aber auch gern auf dem Acker, wenn er ihnen zur Verfügung gestellt wird. Gerade unser Ort hat einen Beweis dafür erbracht; Denn über zwanzig Arbeitslose haben von der Gemeinde Ackerflächen von ¾ bis 1½ Morgen zu ihrer Bearbeitung überwiesen bekommen, die sie mit Sorgfalt und besonders mit viel Liebe bewirtschaften. Gern werden die Ackerbeete besucht, und die Frauen sind glücklich, wenn sie die für ihren Haushalt nötigen Kartoffeln vom eigenen Felde holen dürfen, die sie mit eigener Hand bearbeiten durften. Auf diesen Ackerflächen vollzieht sich praktische Wohlfahrtspflege. Die Hauptsache dabei ist das Betätigungsfeld, der Acker. Mit der Beschaffung des Saatgutes, der Vorspanndienste für die Bestellung, sogar mit der Besorgung des Düngers haben sich diese armen Menschen geholfen, natürlich unter Mithilfe der Bauern, mit denen die Arbeitslosen so eine Art Freundschaften kultivierten und die einem Armen bis dahin gern geholfen haben. Es wurde geholfen, und man hat damit die Hände beschäftigt. Was ich mit den wenigen Worten geschildert habe, ist ein schwacher Versuch, der so als Veilchen im Verborgenen blüht, nicht einmal der Okręgowy — Amtsvorsteher — wird davon etwas wissen, denn er hat sich das Arbeitsfeld der Arbeitslosen kaum angesehen. Der Herr Starosta — Landrat — wird davon gar keine Kenntnis haben. Und gerade diese Wohlfahrtspflege auf dem Lande ist so ausbaufähig; denn mit dem Gemeindeland kann die Nachfrage nach Acker bei den Arbeitslosen nicht befriedigt werden; dafür gibt es Bauern mit größerem Ackerbesitz, welcher Arbeitskräfte für das ganze Wirtschaftsjahr brauchen. Hier stehen sich zwei Faktoren gegenüber, die sich gegenseitig brauchen, der Arbeitslose braucht Acker mit seiner Bestellung, etwas, was ihm der Bauer liefern kann, dieser wiederum braucht Menschenhände, die der Arbeitslose besitzt; daher ist hier ein Ausgleich auf dem Wege eines Kompromisses leicht möglich.

Es gibt in jedem Dorfe alsdann alte, entkräftete Bauersleute und Witwen, welche außerstande sind, die schweren landwirtschaftlichen Arbeiten auszuführen; Geld für eine Entlohnung derselben ist auch nicht da, deshalb verarmen solche Wirtschaften, und damit wird der Wohlstand der ganzen Gemeinde vermindert. In allen Gemeinden gibt es versauerte Wiesen, auf welchen nur Hartgräser gedeihen und die schlechtes Heu für die Rinder liefern. Die Milcherträge müssen davon zurückgehen. Die Wege der allermeisten Dörfer schreien nach Verbesserungen, und wenn nicht für baldige Abhilfe gesorgt wird, muß so mancher Bauer eine Wiesen- oder Ackerfläche unbenutzt, brach liegen lassen, weil man mit Pferd und Wagen nicht hinkommen kann. Diese Andeutungen dürften hinreichend zeigen, welche Wohlfahrtsmöglichkeiten gerade auf dem Lande vorhanden sind. Die Verwaltungsbeamten, in erster Reihe die Gemeindevorsteher der Landgemeinden, stehen hierbei vor den denkbar schönsten Aufgaben. Nur eins gehört dazu. Sie dürfen weniger regieren, wie sie das bis jetzt gewöhnt sind, sondern sie müßten ihren Gemeinden mehr dienen. Zu diesem Regieren gehörten Geld und Steuern, bei dem Dienen würde sich manches mit wenig oder gar ohne Geld durchführen lassen. Vielleicht würden sich mit der Zeit die kostspieligen Suppenküchen auf dem Lande erübrigen, und das für sie aufgewendete Geld könnte für die Wohlfahrtszwecke sinnreicher verwendet werden.

Die Bewurzelung des Getreides

Beim Getreide unterscheidet man vor allem zwei Arten von Wurzeln, nämlich die wassersuchenden und die nahrungsuchenden Wurzeln. Die ersteren wachsen nach unten und, wenn sie kein Hindernis im Boden finden, in senkrechter Richtung. Da diese Wurzeln nur sehr schwach sind und der Boden sehr selten bis in größere Tiefen vollkommen locker ist, so gehen sie meist in kleinen Windungen nach unten. Sie werden um so länger, je tiefer das Grundwasser steht. Hieran ist zu erkennen, welche Bedeutung tief gelockerter Boden hat, ebenso auch der Anbau von Lupinen und besonders von Luzerne, welche mit ihren starken Wurzeln das Erdreich tief durchschlagen — Luzerne bis 8 m — und die Wurzeln der ihnen nachfolgenden Pflanzen in den vorhandenen Erdöffnungen dann bequem tief nach unten vordringen können. Am schnellsten geht das Längenwachstum der Wurzeln dann vor sich, wenn auch oberirdisch das Längenwachstum am stärksten ist, wie beim Getreide in der Zeit des Schossens. Die größte Wurzellänge scheint mit der Halmlänge in einem gewissen Verhältnis zu stehen, in jedem Falle ist die Wurzel länger wie der Halm. Bei Beginn der Blüte hört das Wachsen der Wurzeln in die Länge auf, sie bilden dann nur mehr Masse.

Es gibt Zufälle, bei welchen die langen Wasserwurzeln in Erscheinung treten können. Häufig kommt es vor, daß auf einem mit Getreide bestellten Acker eine Sandgrube aufgeschlagen wird. Um den Pflanzenbestand zu schonen, wird der Ackerboden tief ausgehöhlt und die Erdmassen rutschen dann schräg ab, wobei darüber eine dünne Erdschicht mit den Getreidepflanzen darauf verbleibt. Dabei hängen die feinen Wasserwurzeln derselben wie Frauenhaare herab und jede Luftbewegung spielt mit ihnen. Ein nachdenklicher Mensch steht hier vor einem Wunder der Technik der unscheinbaren Pflanzen; denn jede einzelne Wurzel zieht Wasser aus der Tiefe für die Pflanze, sie sind somit Wasserpumpen in der Stärke eines Frauenhaares. Unsere Technik ist bestimmt weit fortgeschritten, aber die Welt wird es kaum je erleben, einen Techniker hervorzubringen, der eine Wasserpumpe in der Stärke eines Frauenhaares wird konstruieren können.

Die nahrungsuchenden Wurzeln breiten sich in waagerechter Richtung aus, aber beim Getreide durchschnittlich nicht tiefer als 25—30 Zentimeter unter der Erdoberfläche. Sie würden sich gleichmäßig in kreisförmiger

Strahlung von der Pflanze entfernen, wenn die Nährstoffe, derer die Pflanze bedarf, diese auch gleichmäßig und reichlich umlagerten, und die Wurzeln an dem Wurzelwerk anderer Pflanzen keine Nahrungskonkurrenz und kein Hindernis fänden. Da dies auf einem bestellten Acker aber immer der Fall ist, überhaupt dann, wenn er nicht frei von Unkräutern ist, müssen die Wurzeln sich mühsam aneinander vorbeidrängen. Daraus geht hervor, wie notwendig es ist, den Acker rein von Unkräutern zu halten. Die Wurzeln sind alsdann immer der intelligenteste Teil einer jeden Pflanze. Sie besitzen die überaus wertvolle Fähigkeit, die für ihre Pflanze nötigen Nährstofe schon aus einer gewissen Entfernung zu spüren. Zugleich verfügen sie über die Fertigkeit, sich durch fortwährende Vergrößerung ihres Längenwachstums zu den Nährstoffen hinzuarbeiten. Daher ist es erklärlich, wenn diese Nahrungswurzeln verschiedenartig aussehen und nicht immer eine symmetrische Rosettenform aufweisen. Sie können auf der einen Seite länger sein als auf der anderen, wo vielleicht die Nährstoffe näher gelegen haben. Am kräftigsten entwickeln sie sich dann, wenn auch oberirdisch das Längenwachstum vor sich geht, wiederum zur Zeit des Schossens. Bei Beginn der Blüte wachsen die Wurzeln nicht mehr in die Länge, sondern bilden nur mehr Masse. Sie haben sich bis dahin ihren Nährstoffbereich erobert. Jetzt gilt es nun, sich denselben zu sichern, und die Nahrungsvorräte auszubeuten; denn zum Blühen und zur Fruchtbildung braucht die Pflanze die reichlichste Ernährung während ihres ganzen Daseins.

Etwas über Kaninchenzucht

Gerade die Aermsten unserer Armen widmen sich immer mehr der Kaninchenzucht; denn wenn man eine Umfrage unter den Arbeitslosen nach Kaninchen hält, so berichten sie mit Freuden, daß sie diese Tiere besitzen, und dann aber auch in einer großen Zahl. Es sind dann sogar 30 Stück und darüber. Jeder freut sich über seine Zucht, und der Stolz darin wird lediglich in der Menge gesucht. Uebersehen wird dabei, daß die vielen Fresser erhebliche Futterkosten verursachen und dabei noch meist schlecht gedeihen. Man wirtschaftet unter solchen Verhältnissen mit Schaden, und die Zucht wird nach dem mißglückten Anfang aufgegeben, zum großen Nachteil dieser Armen.

Nein, so darf Kaninchenzucht nicht betrieben werden. Quantitäten sind dabei nicht viel, manchmal sogar nichts, nur Qualitäten haben Wert und nach solchen muß ein Kaninchenzüchter streben. Kaninchen von 30 Stück und noch mehr fressen bald so viel wie eine kleine Kuh, die mitunter schön Milch gibt. Kaninchen ohne Rasse können nur zum Auffessen verwendet werden; für Kaninchenfleisch gibt es immer noch zu wenig Liebhaber, und selbst kann man auch nicht alle auffessen, weil man sie so überbekommt, daß man „ein abgezogenes Kaninchen dann nicht sehen kann. Soll die Kaninchenzucht einen Nutzen bringen, so muß man bestimmte Rassen züchten, d. h. jeder Züchter eine Rasse und dann nicht 30 Stück; denn 10 solcher Tiere genügen vollauf und ein Anfänger hat an der Hälfte genug. Für ein gut gepflegtes Rassetier kann man einen guten Preis verlangen, der immer besser sein wird, wie für 20 Tiere eines undefinierbaren Mischmasches. Unter den Kaninchen gibt es sehr viele Arten, die alle gut sind, und für jeden Züchter ist immer die Rasse die beste, die ihm am besten gefällt.

Leicht ist es aber nicht, ein schönes Rassetier herauszuzüchten; dazu gehören Fachkenntnisse, welche nur gute Fachleute vermitteln können. Diese gehören in die Heime der deutschen Vereinigungen auf dem Lande, mit Vorträgen aus ihrer Praxis. „In seinem Fache ist jeder beredt", und die einfachen Leute, wenn es nur Arbeiter sein sollten, werden schon die nötigen Worte finden, um die Zuhörer in die Geheimnisse einer ersprießlichen Zucht einzuführen. Laßt Züchter von Chinchila, von Blauen Wienern von Belgischen Riesen von Angorakaninchen u. dgl. kommen und laßt euch von diesen belehren. Erst dann wird die Kaninchenzucht Freude bereiten, und sie wird auch einen Nutzen in bar bringen. Bei solchen Vorträgen sind entsprechende Lichtbilder sehr am Platze.

Krtzia, Chelm.

Die Hundestaupe

Der Hund, der treue Freund des Menschen, ist zwei gefährlichen Seuchen unterworfen, der Tollwut und der Staupe. Während letztere nur der Hundegattung gefährlich werden kann, ist die Tollwut für die Menschen und alle warmblütigen Tiere ansteckend und dann dazu unheilbar. Menschen allerdings können durch eine rechtzeitige Behandlung geheilt werden.

Anzeichen der Staupe sind eitriger Nasen- und Augenfluß, Erbrechen, Durchfall, Husten, beschleunigte Atmung, Zuckungen, Lähmungen und Krämpfe. Alle diese Erscheinungen bilden nur für den Laien eine Erkennung der Staupe. Der Fachmann betrachtet sie wiederum als den Ausdruck bestimmter, sogenannter Sekundärinfektionen, die durch andere Krankheitserreger, nicht aber durch den spezifischen Staupeerreger selber hervorgerufen werden. Zu ihrer Entwickelung braucht es gar nicht erst zu kommen, wenn der Beginn der eigentlichen Staupe, der sogenannten Virusstaupe, früh genug erkannt und mit entsprechenden Maßnahmen sofort eingegriffen wird. Der Erreger der Staupe ist mikroskopisch nicht sichtbar, ein sogenanntes Virus. Dieses Staupevirus bereitet den Körper für die Sekundärinfektionen vor, indem es ihn so stark schwächt, daß die Erreger dieser Sekundärinfektionen überhaupt erst krankmachend wirken können. Diese Erreger sind auch bei jedem gesunden Hunde zu finden, nur mit dem Unterschiede, daß sie einfach nicht irgendeine Krankheitserscheinung hervorrufen können, weil der Nährboden des durch das Staupevirus geschwächten Hundekörpers fehlt. Sind sie aber erst einmal krankmachend geworden, dann wirken sie ihrerseits so zerstörend auf den Organismus des erkrankten Hundes, daß es mehr oder minder eine Sache des Glücks ist, wenn man den Hund durchbekommt.

Mit Bestimmtheit kann man einen an Staupe erkrankten Hund nur dann heilen, wenn man die Krankheit im reinen Virusstadium erfassen kann, also in der Zeit, in welcher noch keine der anfangs angegebenen sogenannten „Staupesymptome" vorhanden sind. Nach außen sichtbar ist dieses Anfangsstadium der Staupe nur an einem leichten Katarrh, etwas Nasenausfluß und hin und wieder auch an den Staupepusteln, die sich dann am Unterbauch zu zeigen pflegen.

Feststellen läßt sich dieses Virusstadium der Staupe nur durch ein Fieberthermometer. Versagt das Tier einmal das Futter oder ist es müde, schlafsüchtig, nicht zum Spielen oder zum Spazierengehen aufgelegt, dann muß man die Temperatur im After des Hundes, indem man das Thermometer ungefähr 2—3 Minuten darin läßt, nachmessen. Zeigt das Thermometer 39,1° C und darunter, so haben diese Anzeichen nichts zu bedeuten; das Tier ist dann übermüdet oder überfressen. Alle Temperaturen über 39,2° C sind verdächtige Anzeichen der beginnenden Virusstaupe. Wenn man nicht alsbald tierärztliche Behandlung in Anspruch nehmen will, so muß die Temperatur des Hundes durch drei Tage gemessen werden. Wenn in dieser Zeit die Temperatur nicht unter 39,1° C gesunken ist, darf dann bei einem wertvollen Tiere nicht gezögert werden. Es muß der Staupeheilimpfung unterzogen werden, die immer von einem Tierarzt ausgeführt werden muß. Nach einer ein-, höchstens zweimaligen Impfung fällt die Temperatur schon am dritten Tage auf den normalen Stand und das Tier seucht sich durch und wird „staupefest", ohne daß überhaupt eine ausgesprochene „Staupe" zu sehen war.

Nach Dr. Konrad Wolf, Tierarzt, Berlin-Steglitz.

Schlachtsteuer

Die Schlachtsteuer ist durch Verordnung vom 27. 10. 1933, Dz. U. Nr. 84, erlassen worden. Unter dem 30. 10. 1933, Dz. U. Nr. 88, sind die Ausführungsbestimmungen veröffentlicht worden. Dieser Steuer unterliegen die Schlachtungen der Rinder, Kälber und Schweine. Wird aber das Fleisch der geschlachteten Tiere im eigenen Haushalt verwendet, so unterliegen Schlachtungen dieser Art keiner Besteuerung. Darüber herrschen Unklarheiten und es soll Fälle geben, in welchen die Steuer eingezogen worden ist. Gehört zu einem landwirtschaftlichen Betriebe z. B. eine Gastwirtschaft, in welcher ein Teil des geschlachteten Tieres zu Wurst und Schinken verarbeitet und in der Gastwirtschaft verkauft wird, so muß von dieser Schlachtung die Steuer entrichtet werden. Es kommt aber auch vor, daß ein Teil des Fleisches von einer Hausschlachtung verkauft wird. Auch in diesem Falle muß die Schlachtsteuer abgeführt werden. Die Menge des verkauften Fleisches spielt keine Rolle; sie ist zu entrichten, wenn auch ein Pfund verkauft werden sollte.

Die Steuer beträgt bei einem Rind — älter als 6 Monate — 3 Zloty, bei einem Kalb bis zu 6 Monaten einschließlich 50 Groschen, bei einem Schwein 1,50 Zloty.

Die Schlachtsteuer ist abzuführen in Gemeinden mit Schlachthäusern an diese, in Gemeinden ohne Schlachthäuser an den Fleischbeschauer. Es empfiehlt sich durchaus, für die bezahlte Schlachtsteuer sich eine Quittung geben zu lassen, die durch fünf Jahre, gerechnet vom Ende des Jahres, in dem Zahlung erfolgte, zu Kontrollzwecken aufzubewahren ist.

Gegen eine unberechtigte Steuereinziehung bzw. Steuerveranlagung, kann der Geschädigte innerhalb von vierzehn Tagen Einspruch beim Finanzamt erheben. Der Finanzbehörde steht das Recht einer Kontrolle zu. Auf Nichtbeachtung der Schlachtsteuerverfügung sieht das Gesetz eine Strafe von 5—1000 Zloty vor. Das Recht der Straffestsetzung steht den Finanzämtern zu. Gegen eine eventuelle Bestrafung kann innerhalb von 14 Tagen Berufung bei der Finanzkammer eingelegt werden. a.

Brunst der Katzen

Zu einem geordneten Wirtschaftsbetrieb gehört auch eine gute Katze. In vielen Häusern wird sie nicht gelitten, weil sich so ein armes Tier auf dem Teppich des guten Zimmers vergessen oder aber ein Stück Fleisch vom Küchentisch heruntergeschleift hat. Diese oder ähnliche Vergehen werden einer Katze dann so übel genommen, daß sie rücksichtslos entfernt wird. Dafür stinkt das ganze Haus nach Mäusen und diese Nager drängen sich in alle Zimmer hinein; sie sind dort nicht allein lästig, sondern sie können auch erheblichen Schaden anrichten. Eine Katze gehört somit zu der Genossenschaft eines landwirtschaftlichen Betriebes, wenn er noch so klein sein sollte. Man muß aber eine gute Katze haben, d. h. eine, die fleißig Mäuse und Ratten fängt, sich aus Haus hält, nicht räubert und auch genügend sauber ist. Die Nachzucht dieser Tiere darf daher nicht dem Zufall allein überlassen werden, sie muß von den Besitzern guter Tiere beeinflußt werden. Es gibt unter den Katzen gute Rattenfänger, und sie sind äußerst nützlich. Diese Tugend vererbt sich gern, deshalb muß bei diesen Tieren planmäßig für eine Nachzucht gesorgt werden.

Es ist daher wichtig zu wissen, wann die Brunst eintritt und wie sie sich äußert. Gewöhnlich bewirkt diese nun eine mehr oder weniger starke Appetitlosigkeit der Tiere; sie verweigern meist die Nahrungsaufnahme gänzlich und magern infolgedessen stark ab. Die Brunst der Katze dauert 4—5 Tage, und das Tier kommt infolgedessen stark herunter. Die brünstigen Katzen werden unruhig, benehmen sich auffallend und miauen stark. Die Katzen pflegen in dieser Periode nicht mit der gewohnten Pünktlichkeit ins Haus zurückkehren, und der Kater wandert oft wochenlang herum. Bei ihm fällt auch der stechende Katzengeruch während der Brunst auf, der mitunter so scharf ist, daß er sich tagelang im Hause hält. Wenn bei dem Kätzchen die Brunstzeichen zu merken sind, so läßt man es mit einem guten Kater, der vor allem ein Rattler ist, verpaaren. Schön sind die Angora- und die Siamkatzen, welche in den Städten vielfach zu finden sind. Diese Prachttiere können durch Kreuzungen auch auf das Land in die Bauernhäuser verpflanzt werden. Katzen sind im Hause direkt eine Wohltat, aber nur bei guter Behandlung, nicht allein im Futter, sondern auch im Umgang. Für Zärtlichkeiten sind sie sehr dankbar, die sie hauptsächlich bei Frauen des Hauses finden. Sind diese dafür nicht zu haben, so ist es am besten, wenn in einem solchen Hause keine Katze gehalten wird, weil sie verwildert und in dieser Entartung in den Gärten, den Feldern und auch in Taubenschlägen großen Schaden anrichtet.
Kyzia, Chelm.

Der Hanfsamen

Er wird gern zur Verfütterung der Stubenvögel verwendet. Als Futter für Kanarienvögel muß er gut ausgereift sein; auf keinen Fall darf er grün aussehen. Am besten eignet er sich zum Kanarienvogelfutter, wenn er eine lichtgraue, mehr schon bräunliche Schale hat. Den älteren Vögeln kann man den Hanfsamen in ganzen Körnern geben; für die jungen Kanarien muß man ihn quetschen, am besten auf die Weise, daß man ihn auf sauberes Packpapier schüttet und ihn darauf mit einem stabilen Wasserglas durchwalzt. Immer sind Hanfgaben sparsam zu bemessen. a.

Verstellen der Bienenvölker

Meistens handelt es sich dabei um Errichtung von neuen Bienenständen in der Nähe der alten, baufälligen Einrichtungen. Man darf dann mit dem Verstellen nicht bis zum Frühjahr warten, weil die Bienen zum Einfliegen auf die neue Standstelle viel Zeit benötigen und vom wendischen Frühlingswetter überrascht und vernichtet werden können. Man wartet mit dem Verstellen einen schönen, warmen Tag ab, der einen milden Abend vorausschließen läßt. Unbedingt muß daraufhin alles, was zum alten Stand gehörte, restlos entfernt werden; denn die Bienen verlieren winters über die Orientierung auf ihren alten Platz nicht. Sehr ratsam ist es, das Bienenvolk nach dem Verstellen tüchtig zu füttern, am besten mit lauwarmen Honig, den man mit etwas Zucker vermengt. Diese Fütterung reizt zu Ausflügen und dann auch zur Orientierung, wenn die Bienen die Flugöffnung in einer anderen als der bisherigen gewohnten Weise zu verlassen genötigt werden. Man erleichtert den Bienen diese Orientierung, wenn man auf das Flugbrett Fichtenreisig, Steine oder Moos so legt, daß sie dazwischen herausmarschieren. Diese plötzliche Veränderung und vor allem diese ungewohnten Dinge machen die Bienen stutzig, sie besehen sich genau ihr verändertes Flugloch und fliegen sich gut ein. Nachher kann man alle diese Dinge wieder entfernen. a.

Notierungen

der **Kattowitzer Getreidebörse**
vom 14. 2. 1934.

Nachstehende Preise verstehen sich für 100 kg Inlandsmarkt.

Nr.	Ware	Preis	
1.	Roggen	15,50—16,00	zł
2.	Weizen, einheitlich	21,75—22,75	„
3.	Sammelweizen	20,75—21,75	„
4.	Hafer, einheitlich	13,50—14,50	„
5.	Hafer, gesammelt	12,50—13,50	„
6.	Graupengerste	16,00—17,00	„
7.	Braugerste	18,00—20,00	„
8.	Weizenschale	11,25—11,75	„
9.	Roggenkleie	10,00—10,50	„
10.	Wiesenheu	7,00— 7,75	„
11.	Preßstroh	3,75— 4,25	„
12.	Seradella	12,50—13,50	„
13.	Wicke	15,00—16,00	„
14.	Peluschken	17.50—18,50	„
15.	Kleesamen, gereinigt	80,00—100,00	„

Viehpreise

Gezahlt wurden am 12. 2. 1934 auf dem Zentralviehmarkt in Myslowitz für 1 kg Lebendgewicht einschließlich der Handelsunkosten für:

Nr.	Art	Preis	
	A. Bullen:		
1.	Vollfleischige vom höchsten Schlachtwert	67—72	gr
2.	Jüngere, vollfleischige	55—66	„
3.	Mäßig ernährte, jüngere und gut ernährte, ältere	45—54	„
	B. Kalbinnen und Kühe:		
1.	Gemästete, vollfleischige vom höchsten Schlachtwert	68—76	„
2.	Gemästete, vollfleischige Kühe	68—76	„
3.	Ältere, gemästete Kühe und weniger gemästete Kalbinnen	60—67	„
4.	Schlecht ernährte Kühe und Kalbinnen	52—59	„
	C. Kälber:		
1.	Die besten gemästeten	77—85	„
2.	Mittelmäßig gemästete	70—76	„
3.	Wenig gemästete	58—69	„
	D. Schweine:		
1.	Mastschweine über 150 kg	115—125	„
2.	Vollfleischige v. 120—150 kg	105—114	„
3.	Vollfleischige v. 100—120 kg	95—104	„
4.	Vollfleischige v. 80—100 kg	85— 94	„

Auftrieb normal, Markt ruhig, Tendenz erhaltend.

Der kleine Glückskäfer

Von F. Gebhardt

Es war einmal ein Käfer, ein überaus niedlicher kleiner Käfer. Er trug ein rotbraunes Röcklein mit schwarzen Tupfen darauf.

Vater und Mutter lebten nicht mehr; die waren bei des Käferleins Geburt gestorben, und das arme Waislein war zurückgeblieben. Zwar nicht allein. Es hatte Geschwister genug; aber keines von denen kümmerte sich um das andere.

Um Nahrung brauchte sich das Käferlein nun nicht zu kümmern in seinem grünen Häuslein; der liebe Gott versorgte es täglich neu. Aber es trug, als es noch ganz jung war, noch nicht das hübsche, derbe Röckchen, sondern nur ein dünnes, grauweißes Hemd.

Müde und frierend war es eines Tages auf seinem Blättchen eingeschlafen und schlief, und schlief — wer weiß wie lange, wohl gar viele Tage und Nächte hindurch. Als es erwachte, o Wunder, da war es gewachsen, groß und rundlich geworden, hatte sein schönes Gewand erhalten und unter der Jacke gar ein Paar feine, zarte Flügel!

Es rieb sich die Augen, schaute vergnügt in die warme Sonne, summte: „Danke!" und spannte die Flüglein aus und flog so leicht davon, als wenn es immer fliegen gekonnt hätte.

Ei, das war anders als das langweilige Kriechen! Eine Weile flog es hin und her und suchte sich eine passende Wohnung, denn in der alten waren alle Speisevorräte aufgezehrt. Endlich ließ es sich in einem Wäldchen nieder.

Eigentlich war das gar kein richtiger Wald, nur ein Fleck Gartenland, in dem kleine Bäume dicht nebeneinander angepflanzt waren; die waren nicht höher, als zwei bis drei Menschenfinger lang sind. Und die Kräutlein, die dazwischen wuchsen, waren schier so hoch wie sie. Aber für das Käferlein schienen die Bäumlein so groß wie uns Menschen die Waldbäume, und die Unkräuter wie Schlinggewächse; also alles wie ein rechter Urwald.

In das Dickicht verkroch sich das Käferlein zur Nachtzeit, und morgens kletterte es lustig darin umher, suchte sich Nahrung oder sonnte sich auf den Wipfeln.

Plötzlich aber hatte es dabei einen gewaltigen Schrecken. Ein Schatten verdunkelte das helle Sonnenlicht, und das Käferchen vergaß vor Angst das Fortfliegen und verkroch sich unter die Aeste. Der Schatten verschwand nicht, sondern ein Riese, von dem er ausging, bückte sich zu dem Wäldchen nieder und begann nun die hübschen, grünen Schlinggewächse auszureißen.

Der Riese war ein Gärtner, der das Unkraut jäten wollte. „Was das Zeug wuchert!" schalt er.

Da mit einem Male fühlte er an der Stirn einen leisen Stoß; der kam von dem Käferlein, das ängstlich aufgeflogen war. Hastig griff der Gärtner an die Stirn und packte das Tierlein mit den Fingern. Hu!, wie das zappelte und mit den Flügeln schlug!

„Ei, ei!" sagte der Mann. „Das ist ja ein Glückskäfer! Du kommst mir wie gerufen; dich bring ich dem Hansel mit! — Wegfliegen? Nichts da!"

Und er zog eine Schachtel hervor und steckte das Käferlein in das dunkle Gefängnis, ob es gleich noch so sehr zappelte und summte.

Der Mann hielt in seiner Arbeit inne und ging mit schnellen Schritten bis in sein Gärtnerhäuslein. Am Fenster saß eine Frau und nähte. Sie sah traurig aus und blickte oft nach dem Bettchen, das neben dem Fenster stand. Darin lag ein kleiner Knabe.

„Nun, Marie, wie ist's?" fragte der Mann, als er eintrat.

„Immer dasselbe," sagte die Frau betrübt. „Heut ist gerade sein Geburtstag, und nun ist er krank! Das ist eine schlechte Feier!"

„Ja, heute ist Hansels Geburtstag! Und da ist's von besonderer Bedeutung, was ich gefunden hab! Ich meine, es wird noch alles gut! Schau, was ich hab! — Das erste im Jahre!"

Und er machte das Schächtelchen auf.

„Ein Glückskäfer!" rief die Frau. „Ach, daß es eine gute Bedeutung hätte! Hänselchen, guck doch, was für ein hübscher kleine Käfer!"

Das Büblein hatte die Augen ein wenig geöffnet und lächelte die Eltern an. Als ihm aber der Vater das bunte Käferchen auf die Hand setzte und das Tierlein daran entlang zu krabbeln begann, da machte das kranke Kind die Augen ganz auf, hob das Händchen mit dem Käfer in die Höhe und fing auf einmal ganz vergnügt an zu krähen.

„Da, da, da!" sagte es ein über das andere Mal.

Die Mutter blickte ihren Mann freudig an. Das Glückskäferchen!" rief sie. „Wenn man sich von Herzen etwas wünscht, und es fliegt gerade weg, so trifft es ein!"

Und sie sah starr auf das Käferchen hin, das auf der Fingerspitze saß und mit den Flügeln wippte.

„Oh, sieh, es fliegt! Der Hansel wird wieder gesund!"

Und sie küßte das Kind, und Mann und Frau sahen sich glücklich an und küßten sich auch. Das Käferlein aber hob die Flügel und surrte zum Fenster hinaus.

Die Stimme des Gewissens

Ein Roman von Liebe, Glück und Leid.

Von **Erich Friesen.**

21. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die widersprechendsten Empfindungen durchzucken Henriks Herz — freudige Hoffnung, vermischt mit bangem Zweifel.

Er entgegnet kein Wort. Fest blickt er in die voll zu ihm aufgeschlagenen Blauaugen — —

Da überfällt ihn ein seltsames, ihm bisher fremdes Gefühl: er vermag nicht, seine Gedanken, seinen Willen zu konzentrieren. Zwar blickt er Ingrid noch immer in die Augen, aber tausend unsichtbare Geister scheinen zwischen ihm und ihr zu schweben. Der Magnet zieht nicht.

Nach einer halben Minute schon guckt Ingrid gar nicht mehr nach ihm hin.

„Was stierst du mich denn so an?" lacht sie leise auf. „Schnucki wundert sich schon. Er hält uns gewiß für verrückt. Komm, mein süßes Tier, wir wollen Biskuit naschen!"

Sie nimmt den Spitz, der der Spur seiner Herrin gefolgt war, auf den Arm und rennt mit ihm zur Tür hinaus. Augenscheinlich hat sie die Gegenwart ihres Gatten, sowie alles Vergangene schon wieder vergessen.

Im Gefühl seiner Ohnmacht preßt Henrik die Lippen fest aufeinander, um nicht laut aufzuschreien.

„Barmherzigkeit! Was ist aus mir geworden?" stöhnt er in sich hinein.

Die schwelende Glut im Kamin ist inzwischen verkohlt. Was geblieben ist — ein Häufchen grauer Asche.

Langsam, mit gesenktem Kopf, verläßt auch Henrik die Bibliothek und geht nach seinem Zimmer, wo er den Riegel vorschiebt.

Henrik Scott ist allein. Allein mit dem Gewissen, das er zu töten versuchte. Allein mit der armen Frauenseele, die er gemartert. Allein mit Gott, den er verleugnete — — —

XXXX.

Gewissensdämmerung

Die ganze Nacht über regnet und stürmt es. Und auch den nächsten Tag. Und die darauffolgende Nacht. Das Pfeifen des Orkans mischt sich mit dem Plätschern des Regens und dem Rollen der Meereswogen zu einer schaurigen Sturmsinfonie.

Henrik verbringt die Zeit zum größten Teil im Herrenzimmer an seinem Schreibtisch. Doch arbeitet er nicht. Vor ihm liegen Stapel von Briefen, die der Erledigung harren — er hat sie noch nicht einmal geöffnet.

Was kümmert es ihn, daß er zu einer der höchsten Ehren kommen soll, die ein Land zu vergeben hat? Daß ihm die von ihm vertretene Partei zujubelt? Daß man ihn feiern, unter sich haben will?

Er hockt in seinem Klubsessel und grübelt — grübelt — —

Er ist in den letzten Tagen um Jahrzehnte gealtert. Der Mann, der die Dreißig noch kaum erreicht hat, sieht aus wie ein guter Fünfziger. Durch sein kurz geschnittenes dunkles Haar ziehen sich bereits Silberfäden. Und seine hageren Züge sind scharf und eingefallen.

Und Ingrid?

Seit gestern ist eine Veränderung mit ihr vor sich gegangen. Hat der Inhalt der Truhe, haben die Haarlocken, die sie noch im Bann der Umnachtung verbrannte, vage Erinnerungen in ihr geweckt? Stundenlang steht sie am Fenster und starrt hinaus. Aber nicht in den strömenden Regen, nicht auf den sich mehr und mehr in eine Riesenpfütze verwandelnden Erdboden — sondern hinauf nach dem wolkenverhangenen Himmel. als suche sie dort etwas . .

Als endlich, nach tagelangem Unwetter, die Sonne wieder durch die Wolken bricht — ganz schüchtern, als scheue sie sich, die Zerstörung, die ihr böser Bruder, der Sturm, angerichtet, zu sehen — da bietet sich ein Anblick grenzenloser Verwüstung. Jahrhunderte alte Eichbäume und Buchen wurden mit den Wurzeln aus dem lockeren Erdreich herausgerissen. Die Wege sind zum Teil aufgeweicht und zerstört, Mauern eingestürzt. Und selbst der arme, sonst vor Wind geschützte Rosengarten hinter der Waldburg ist ein wüstes Durcheinander von abgebrochenen Zweigen, heruntergepeitschten Blüten und aufgewühlten Erdmassen.

Zum erstenmal seit jener schrecklichen Szene am Kamin in der Bibliothek verläßt Henrik das Haus.

Als er nach ein paar Stunden wiederkommt, ist sein Gesicht finster und sorgenvoll. Er sucht sofort seine Frau auf, die in ihrem Boudoir mit Schnucki herumtollt, und schildert ihr die Zerstörung, die das Unwetter im Verein mit einer Sturmflut unten im Fischerdorf angerichtet hat. Schildert ihr den unermeßlichen Schaden, den die Dorfbewohner erlitten, den Jammer der braven Leute.

Sie steht währenddessen am Fenster und guckt in die Sonne hinein — starr, unbeweglich. Aber als Henrik wieder gegangen ist, da schaut sie ihm verwundert nach.

„Wie komisch!" murmelt sie vor sich hin. „Wie er sich verändert hat! Kümmert sich um das Wohl und Wehe anderer Leute! Woher hat er auf einmal Herz und Gemüt und Seele? Ist das m e i n Herz und m e i n Gemüt und m e i n e Seele, die er mir genommen und sich angeeignet hat? Wirklich komisch!"

Und sie ruft nach Schnucki und rennt mit ihm in den Rosengarten, um Blumen zu pflücken. Schreckt jedoch zurück vor dem Anblick der trostlosen Verwüstung.

„Hu! Fort von hier! Fort! Ein Grab voll toter Rosen und toter Liebe! Rasch fort!"

Und sie nimmt Schnucki auf den Arm, zaust ihn bei den Ohren, kneift ihn zärtlich in den Schwanz und eilt wieder mit ihm ins Haus.

Als sie mit dem quiekenden Hund ins Zimmer gestürmt kommt, ist Henrik gerade im Begriff, einen neuen Inspektionsgang vorzunehmen.

„Ich gehe nach dem Fischerdorf, Ingrid. Den armen Leuten wird's übel mitgespielt haben. Vielleicht kann ich ein bißchen helfen. Kommst du mit?“

„Warum nicht?“ Ingrid hat gerade nichts anderes vor. Sie wirft Schnucki aufs Sofa, setzt sich den Hut auf und kommt mit. Und ergötzt sich unterwegs wie ein Kind an allem, was sie sieht.

Viele Bäume und Sträucher sind umgeknickt. Die Wiesen und Felder ringsum zum Teil überschwemmt. Ein paar Kühe, die sich auf eine kleine Anhöhe inmitten der Wasserflut geflüchtet haben, blöken herzzerreißend und glotzen wie hilfesuchend nach den beiden vorbeikommenden Menschen.

Das Fischerdorf selbst ist ein schauriges Bild der Verwüstung. Einige der Häuser stehen bis an die Dächer im Wasser. Bei den meisten sind Türen und Fenster eingerissen. In aller Eile zurechtgezimmerte Boote aus Brettern und Kisten fahren hin und her, um zu retten, was irgend möglich ist.

„Holt die Kinder und Frauen, die keine Unterkunft haben, zusammen!“ ruft Henrik nach einem solchen improvisierten Boot hinüber. „Und bringt sie zu mir nach der Waldburg! Ich habe Platz genug. Die Gesinderäume sind groß!“

„Gott segne Sie, Herr!“ schallt es zurück. „Gott segne Sie!“

Ingrid ist schweigsam geworden. Still blickt sie über die Wassermassen. Und fragt plötzlich ganz unvermittelt:

„Wie mag es wohl sein, wenn man ertrinkt?“

Erschrocken faßt Henrik sie beim Arm.

„Wie kommst du nur auf so törichte Gedanken, Ingrid?“

„Nun — ich meinte nur so —“ und ein eigenes Lächeln zuckt um ihren Mund.

Henrik sieht es nicht. Seine ganze Aufmerksamkeit ist auf den Weg gerichtet, der manchmal kaum passierbar ist. Ab und zu liegt ein vom Sturm gefällter Baumriese mitten im Weg und muß überklettert werden. Oder eine breite Wasserlache übersprungen oder durchwatet.

Jetzt nähern sie sich einem schmalen Holzsteg, der über eine tiefe Mulde führt, durch die heute die trüben, schlammigen Wasserfluten gleich einem Sturzbach tosen.

Ingrid will hinüber — —

Henrik hält sie zurück.

„Nicht doch! Der Steg ist unterwühlt! Nicht, Ingrid!“

„Warum nicht? Ich bin früher doch oft darübergegangen — damals, als ich noch nicht —“ sie stockt.

„Laß das! Komm!“

Als sie die kleine Dorfkirche passieren, bleibt Henrik einen Augenblick stehen.

„Gut, daß die Kirche hoch liegt! Sonst hätten die Wasser alle Gräber auf dem Friedhof wegrasiert!“

Ingrid zuckt zusammen.

„Friedhof —? Gräber —?“ wiederholt sie sinnend und streicht sich, wie jetzt so oft, über die Stirn. „Wer liegt doch dort —? Ruht dort nicht jemand, den ich — den ich — —“

Sie stockt. Und plötzlich bricht es mit elementarer Gewalt aus ihr hervor:

„Großer Gott! Ich hatte ja ein Kind! Ein liebes, kleines Kind! Liegt nicht dieses Kind hier auf dem Friedhof? Henrik! Liegt unser Kind hier auf dem Friedhof?“

Schweigend nickt Henrik und faßt beruhigend ihren Arm. Er selbst ist zu erregt, um zu sprechen.

Er weiß: die Erinnerung ist bei seinem Weibe zurückgekehrt! Die Erinnerung an das Kind!

Aber auch an das andere? An das andere? Sollte ihr Gewissen wieder erwachen? Und wenn — was dann?

Fest preßt er die Lippen zusammen und eilt mit ihr nach Hause. Er weiß nicht, soll er glücklich sein über den Wandel oder die Zukunft fürchten. —

Auf Ingrid hat der Anblick des Friedhofes einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Ihr war, als ob ein Schleier vor ihrem geistigen Auge weggezogen würde, als löse sich eine verhüllende Wolke von ihrem Erinnerungsvermögen. So daß es plötzlich in ihrem Hirn zu dämmern beginnt.

„Mein Kind — mein Kind —“ summt es unaufhörlich in ihrem Kopf. „Wie konnte ich mein Kind vergessen! Wie war das möglich? War ich krank? War mein Geist umnachtet? War ich — —“

Sie sucht und sucht in ihrem Gedächtnis — und grübelt und denkt nach . . .

Und allerhand vage Erinnerungen beginnen sich in ihr zu regen — an dies und das aus der Kindheit — aus späteren Jahren — bis hinein in die vorletzte Vergangenheit . . . Und dann wieder an die Geburt des Kindes — die Schmerzen, die sie ausgestanden — an das kleine blonde Köpfchen — an das kalte, starre Körperchen, das sie nur ein einziges Mal für eine Viertelminute gesehen — —

„Mein Kind! Mein Kind!“

Um dies dreht sich jetzt alles bei ihr — mit der Zähigkeit eines noch immer kranken Hirns. Alles andere ist vorläufig noch ausgeschaltet — ein öder, leerer Raum. Selbst die Existenz des Gatten kümmert sie nicht. Nur das Kind! Das Kind!!

„Wenn ich nur sein Grab wüßte! Oh, ich werde es schon finden! So viele Gräber sind dort nicht! Ich ruhe nicht eher, bis ich es gefunden habe!“

Sie eilt in den Garten und sucht alles zusammen, was der Sturm noch an Blumen auf den Beeten hat stehen lassen. Und windet einen herrlichen Strauß. Und bindet ihn mit einem grünen Seidenband zusammen — „die Farbe der Hoffnung“ — denkt sie mit strahlenden Augen. Sie fühlt sich plötzlich wieder so reich. Sie hat etwas, an das ihre Seele sich anklammert: das tote Kind!

Schnucki winselt, als seine Herrin, ohne von ihm Notiz zu nehmen, wieder davoneilt. Er ist eine solche Behandlung nicht gewöhnt.

Mit beflügelten Schritten eilt Ingrid dahin — durch Pfützen, über Morasthaufen, über umgestürzte Baumstämme — hin zum Friedhof.

Durch die kleine Pforte tritt sie ein.

Eine seltsame Empfindung durchzuckt sie beim Anblick der vielen schlichten Grabhügel. Unter welchem kann wohl ihr Kind schlummern? Suchend geht sie die Reihen entlang.

Und bleibt plötzlich vor einem winzigen, efeuüberzogenen Hügel stehen, den kein Kreuz, kein Stein schmückt.

Aber eine innere Stimme sagt ihr, daß sie zur Stelle ist.

Eifrig beginnt sie, die Blumen auf dem kleinen Hügel zu verteilen: rote Rosen, weiße Hyazinthen, rosa Azalienblüten, gelb leuchtende Ginsterzweige. Bis der Efeu völlig unter dem Blumenrausch verschwindet...

Ein Sonnenstrahl bricht aus dem noch immer bewölkten Himmel hervor und trifft die einsame Mutter am Grabe ihres Kindes, das sie nie besessen, das sie kaum gekannt und dessen Existenz ihrem kranken Hirn bis jetzt entschwunden war.

Die Sonnenwärme dringt bis in ihr Herz und schmilzt dort das harte, eisige Gefühl des Totseins . . .

Nein, ihr Herz ist nicht tot. Ihre Seele ist nicht tot. Sie schliefen nur — einen langen, langen Schlaf tiefster Erschöpfung nach schweren Gewissenskämpfen.

Sie hebt die Augen gen Himmel — —

Da ist ihr, als ob mitten aus dem Sonnenlicht das Antlitz ihres Kindes sie anblicke . . . es wird größer und größer . . . und heller und heller . . . und vermischt sich mit dem Sonnenlicht . . . und schwindet plötzlich ganz hinweg . . .

Ingrid fährt sich über die Augen. Noch einen langen Blick wirft sie auf den festlich geschmückten Blumenhügel.

Dann verläßt sie den Friedhof.

Als sie an der kleinen Kirche vorbeikommt, die stets für Andächtige geöffnet ist, zieht es sie mit Allgewalt hinein. Mit gefalteten Händen nimmt sie auf einer der Holzbänke Platz. Ihre Augen füllen sich mit Tränen.

„Ich hatte ein Kind —" schlucht sie in sich hinein — „ich war Mutter. Ich küßte seine reine Stirn, ich berührte seinen kleinen Körper. Mein Kind ist tot. Sein Körper ist dort auf dem Friedhof gebettet — aber seine Seele ist droben bei Gott . . . Bei Gott?" wiederholt sie zitternd, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend. „Bei Gott? Oh, wie weit bin ich von meinem Kinde entfernt! Mir ist Gottes Angesicht für immer verschlossen."

Still, bewegungslos sitzt sie da — lange, lange —

Der tanzende Sonnenstrahl umgibt die einsame, trauernde Frau wie mit einem Glorienschein. Er leuchtet auf in ihrem blonden Haar und findet Widerschein in ihren blauen, emporgerichteten Augen — —

Und mehr und mehr fühlt sie, wie die Benommenheit in ihrem Kopf schwindet . . . wie etwas in ihr nach Befreiung ringt . . .

Als sie nach einer guten Stunde wieder in der Waldburg eintrifft, kommt ihr erschrocken die alte Wirtschafterin entgegen.

„Um Gottes willen, wo waren Sie, Frau Scott? Ihr Kleid ist feucht und Ihr Haar auch! Und Ihre Schuhe sind ganz beschmutzt. Was wird Herr Scott sagen? Er ist in den Wald gegangen, um Sie zu suchen. Wo waren Sie?"

„Am Grabe meines Kindes."

„Wollen Sie sich nicht sofort umkleiden?"

Ingrid, der bei der Erwähnung, daß Henrik abwesend sei, ein Stein vom Herzen fiel, schüttelte den Kopf.

„Später. Ich habe vorher noch zu tun."

Kopfschüttelnd guckt die alte Frau ihr nach, wie sie festen Schrittes, fast feierlich davonschreitet, nach der Bibliothek.

Was ist über Frau Scott gekommen? Sie kennt Ingrid seit Jahren, hat alle Wandlungen mit durchgemacht und ahnt, daß Ungewöhnliches in ihr vorgeht.

Inzwischen geht Ingrid in der Bibliothek in Gedanken versunken auf und ab. Sie denkt an ihr Kind und fühlt sich ihm doch fern. Durch das, was sie begangen hat. Was ihr Gewissen belasten wird bis zum Tode. Denn sie hat ihre Seele dem Teufel verkauft.

„Nein, nein, nein!" schreit es in ihr auf. „Ich will mein Gewissen entlasten! Ich will mich loskaufen! Will dorthin, wo mein Kind ist!"

Und plötzlich kommt es wie eine Erleuchtung über sie:

Bekennen!

Hastig setzt sie sich an den großen, altertümlichen Schreibtisch, zieht einen Briefbogen hervor, nimmt die Feder zur Hand und beginnt:

„Meine liebe Gerda!"

Sie legt die Feder wieder hin. Oh, wie schwer ist doch der Anfang!

„Ich muß mein Gewissen entlasten!" murmelt sie erregt. „Was ich vorhabe, muß rasch geschehen — sonst kommt **er** und verbietet es mir. Ich weiß nicht, ob ich schon genügend gegen ihn gefestigt bin. Vielleicht erwacht meine Leidenschaft wieder, wenn er mich küßt! Und ich stehe wieder unter der Macht seines Willens! Nein, nein, nein! Das darf nicht sein! Vorwärts!"

Und ihre Feder fliegt über das Papier . . .

Mit kurzen Worten enthüllt sie der Freundin ihr ganzes tragisches Schicksal — von dem Tage ihrer geheimen Vermählung an bis zu ihrem heutigen Besuch am Grabe ihres Kindes, wo ihr der Entschluß kam, zu bekennen, damit ihr Gewissen wieder frei werde von Schuld.

„Ihr seid die Erben von Fräulein Engstraat — Du und Deine Mutter — nicht ich!" schließt der Brief. „Ich verlasse die Waldburg und kehre nie mehr zurück. Sei Du mit Deinem Gunnar glücklich dort! Glücklicher, als ich es war! Und verzeihe mir mein Unrecht!

Ingrid."

In kräftigen Zügen setzt sie ihren Namen darunter, faltet den Bogen, ohne ihn noch einmal durchzulesen, zusammen und steckt ihn in den Umschlag mit Gerda von Cederströms Adresse.

Ihre Augen leuchten. Ihre Wangen glühen. Die Aufregung war zu viel für ihr noch immer angegriffenes Hirn.

Trotzdem — sie atmet auf. Endlich — endlich hat sie sich aufgerafft! Ihr Gewissen ist nun entlastet . . .

Wie aber rasch den Brief zur Post schaffen, ohne daß Henrik es merkt? Er könnte gerade in dem Moment zurückkommen und dem Diener den Brief abnehmen.

Nein, nein! Selbst will sie ihn besorgen! Er ist zu wichtig! Eilends wirft sie sich einen Umhang über die Schultern und rennt hastig mit dem Brief davon.

XXXXI.

Erlöst!

Es dunkelt bereits, als Ingrid die Straße betritt.

Wieder hat der Regen eingesetzt, wieder der Wind sein unheimliches Heulkonzert begonnen.

Trotzdem hastet Ingrid vorwärts. Ihr ganzes Sinnen ist darauf gerichtet, den Brief so rasch als möglich loszuwerden.

Soll sie zur Post gehen und ihn einschreiben lassen? Aber die Post ist ja schon geschlossen . . . Also ihn in den Briefkasten werfen. Wo ist doch der nächste Briefkasten? Sie versucht zu überlegen. Ihr Kopf schmerzt. Die Willensanspannung, die sie das Schreiben des Briefes kostete, hat ihr noch immer schwaches Denkvermögen fast aufgezehrt. Doch fällt ihr ein, daß dort hinten, weit weg noch, da, wo drei Wege ineinander münden, ein Briefkasten angebracht ist.

Also dorthin! Rasch, rasch!

Sie rennt und rennt in strömendem Regen. Kein Mensch begegnet ihr. Das Unwetter bannt alles in den Häusern fest.

Von Zeit zu Zeit hält sie in ihrem rasenden Lauf inne, um Atem zu schöpfen. Aus der Ferne rauschen die aufgewühlten Wellen des Sundes durch die unter der Gewalt des Sturmes ächzenden Baumkronen, wie ein volltönender grausiger Grabgesang — — —

Keuchend preßt Ingrid die Hand aufs Herz.

Ha, wieder dieser stechende, atemraubende Schmerz!

Sie kann nicht mehr weiter. Für einen Moment sucht sie Schutz hinter einem dichten Strauchwerk.

Dann wieder vorwärts! Vorwärts! Schon sieht sie von weitem den ersehnten Briefkasten. Mehrere Male nimmt sie einen Anlauf, um hinzukommen. Der Sturm schleudert sie wie einen Spielball von einer Seite zur anderen. Mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte versucht sie, den Rest des bergan steigenden Weges zu nehmen. Mit vorgeschobenem Kopf und angehaltenem Atem schießt sie im Zickzack die Anhöhe hinauf.

Jetzt hat sie den Briefkasten vor sich. Todesbleich, an allen Gliedern zitternd, lehnt sie sich einen Augenblick an einen Zaun und ringt nach Atem.

Ganz eingesponnen in die Sorge um ihren Brief, hat sie nicht bemerkt, daß ihr eilige Schritte folgen, daß eine erregte Stimme ihren Namen ruft.

Bis plötzlich eine Hand sich auf ihren Arm legt.

„Ingrid! Ingrid! Was machst du hier draußen in dem Unwetter?“

S e i n e Stimme! Er —! Henrik!

Sie zuckt zusammen. Instinktiv umklammern ihre Finger die Handtasche, in der der Brief steckt.

„Ingrid! Hörst du nicht?“

Mit einem Gemisch von Freude und Entsetzen fühlt sie, daß seine Stimme, seine Nähe wieder Einfluß auf sie auszuüben beginnen.

Großer Gott! Der Brief, der Brief! Wie ihn in den Kasten hineinbekommen, ohne daß er es sieht?

„Komm nach Hause! Du wirst dich erkälten!“ gebietet er streng und will sie mit sich ziehen.

Sie widerstrebt. Doch wagt sie nicht, ihn anzusehen — aus Furcht vor dem hypnotisierenden Blick seiner Augen.

„Komm mit! Rasch!!“

„Nein, nein!“

„In diesem Wetter draußen? Du weißt nicht, was du tust!“

Seine Stimme klingt rauh vor Erregung. Der Druck seiner Hand wird fester, brutaler.

„Du tust mir weh! Laß mich!“

Sie reißt sich los und zieht den Brief aus der Tasche.

Er bemerkt es.

„Ein Brief? An wen?“

„An Gerda Cederström!“

Sie hebt blitzschnell die Hand. Mit dumpfem Klang fällt der Brief in den Kasten.

„Und der ist so wichtig, daß du ihn keinem Dienstboten anvertrauen wolltest?“

„Ja!“ erwidert sie mit feierlichem Ernst. „Der Brief enthält das Bekenntnis meiner Schuld!“

Einen Augenblick ist er wie erstarrt. Dann aber bricht er los:

„Bist du wahnsinnig geworden? Du weißt wohl gar nicht, was du getan hast? Du stürzest mich ins Verderben! Du hetzest die Polizei auf mich!! Du bringst mich ins Zuchthaus!!!“

Er kennt sich selbst nicht mehr vor Wut. Zerbrechen möchte er die Frau da vor ihm, die seine ganze Zukunft über den Haufen wirft. Die ihm durch diesen verfluchten Brief alles nimmt: Besitz, Stellung, Ehren — alles! Nicht denkt er in diesem Moment daran, daß er all dies durch ein Verbrechen errang. Daß er es war, der diese Frau zu seiner Mitschuldigen machte, der ihre Leidenschaft zu ihm ausnutzte und sie durch die Kraft seines Willens zwang, zu tun, was er wollte.

Mit geballten Fäusten starrt er den Briefkasten an.

Ha! Da drinnen liegt dieser ewig verfluchte Brief, der ihn zum Verbrecher stempelt! Der ihn herunterstürzen wird von der erträumten Ruhmesleiter, deren erste Stufen sein raffiniertes Hirn ihn bereits hat erklimmen lassen! Hinunter in den Abgrund der Verachtung! Tod und Teufel!

Und er hebt die Hand zum Schlage.

Ingrid steht da mit hängendem Kopf, wie ein gescholtenes Kind. Jetzt, da sie mit Aufbietung all der ihr zur Verfügung stehenden Energie ihr Gewissenswerk vollbracht hat, bricht ihre Widerstandskraft zusammen. Ihre Gedanken, die sie noch bis vor wenigen Sekunden zu konzentrieren vermochte, irren wirr durcheinander.

„Was — was ist mit mir?“ stammelt sie fassungslos und streicht sich über die Stirn. „Alles dreht sich um mich — mir ist ganz wirr im Kopf — o mein Gott, mein Gott, wo bin ich?“

Henriks Hand, die er zum Schlag erhoben hat, sinkt herab. Seine Wut ist verraucht. Brutal und schlecht, wie er ist — das bringt er doch nicht fertig, dieses bejammernswerte Wesen zu schlagen. Wenn er sie nur erst zu Hause hätte! Dann wird er zur Post gehen und sehen, ob er den Brief zurückbekommen kann. Vielleicht ist er gar nicht an Gerda und enthält gar kein Bekenntnis. Und das Ganze ist nur eine von Ingrids vielen Einbildungen . . .

(Schluß folgt.)

Am 10. März Beginn des neuen Romans

„Die Sensation von Dingsda“

von Else Meerstedt.

Aus der Praxis • Für die Praxis

Der Schnitt der Beerensträucher

Von Dipl.-Gartenbauinspektor Gamp

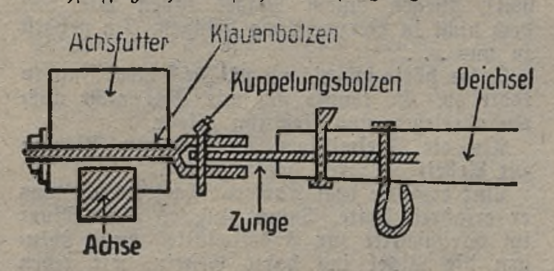
Vielfach sehen wir in Liebhabergärten und Erwerbsanlagen riesengroße Beerensträucher, die durch eine Unzahl von Trieben so dicht sind, daß Licht und Luft während des Sommers nur schwer Zutritt in das Innere der Sträucher haben. Zehnjähriges und noch älteres Holz bildet häufig einen wesentlichen Bestandteil. Kein Wunder, daß sie gute Brutstätten für tierische Schädlinge aller Art darstellen und nicht selten stark von Pilzkrankheiten befallen sind. Solche Büsche erschweren infolge ihrer Dichte die Erntearbeiten. Sie bringen zwar meist verhältnismäßig mehr Früchte, die jedoch kleiner sind und infolgedessen schlechtere Preise bringen. Dem Qualitätsverlangen unserer Zeit entsprechend, legen wir mehr Wert darauf, größere, schönere und gesündere Früchte zu erhalten, wenn auch durch die entsprechenden Schnittmaßnahmen die Ernteerträge etwas vermindert werden. Die Ernte läßt sich bei den regelmäßig geschnittenen, lichten Büschen leichter und schneller vornehmen.

Der Schnitt läßt sich verhältnismäßig leicht erlernen und ausführen, wenn nur einige Grundregeln beobachtet werden. Den Stachel- und Johannisbeeren ist die Eigenart gemeinsam, nur an dem einjährigen Holz bzw. an den einjährigen Nebentrieben Früchte zu tragen. Um nun regelmäßige und gleichmäßige Ernten zu erzielen, ist ratsam, den Schnitt so zu gestalten, daß sich die Sträucher stets aus je 3—4 einjährigen, zweijährigen, dreijährigen und evtl. vierjährigen Zweigen aufbauen. Im allgemeinen sollte ein Strauch aus nicht mehr als etwa 12 Zweigen — vom Nebenholz abgesehen — verschiedenen Alters bestehen. Aelteres als fünfjähriges Holz darf jedenfalls an keinem Busch geduldet werden, da an solchem Fruchtansatz und Fruchtentwicklung mangelhaft sind. Sträucher ohne periodische Verjüngung zeigen fast nur altes Holz, die Triebneubildung ist mangelhaft, der Ertrag geht stark zurück. Hier bedarf es eines starken Eingriffs, um die Bildung von Verjüngungstrieben zu erzwingen. Es werden jährlich etwa ein Viertel bis ein Drittel der alten Zweige entfernt und durch Jungtriebe ersetzt. Besser ist es jedoch, von Anfang an ein Gleichgewicht zwischen Holz- bzw. Blattbildung und Blüten- bzw. Fruchtbildung zu erhalten. Um dies zu erreichen, belassen wir jedem Strauch jährlich nur einen Zuwachs von drei bis vier der kräftigsten Bodentriebe, die gleichmäßig verteilt stehen. Alle schwachen, bei der Bodenbearbeitung hinderlichen und sonst überflüssigen Triebe werden entfernt. Vom vierten Jahre an führen wir den Verjüngungsschnitt aus, indem wir stets drei bis vier der ältesten Zweige am Grunde entfernen, an deren Stelle drei bis vier Jungtriebe treten, so daß sich der Strauch ständig erneuert. Bei Stachelbeeren werden alle Jungtriebe um höchstens 10 Zentimeter zurückgeschnitten, um den etwa auftretenden amerikanischen Stachelbeermeltau zu bekämpfen und seiner weiteren Verbreitung vorzubeugen. Die abgeschnittenen Triebspitzen müssen verbrannt werden. Bei dem Rückschnitt der Johannisbeeren müssen die Wuchseigenheiten der verschiedenen Sorten in besonderer Weise berücksichtigt werden. Bei solchen Sorten, die von Natur aus zu reichlicher Verzweigung neigen (zum Beispiel rote Holländische) ist ein Einkürzen der einjährigen Triebe nicht oder nur in geringem Maße notwendig. Andere Sorten hingegen müssen durch stärkeren Rückschnitt zur Verzweigung und Fruchtholzbildung gezwungen werden, weil sie sonst nur schwer Seitentriebe bilden (zum Beispiel Fays Fruchtbare). Da sich die Sträucher schwarzer Johannisbeeren bei einem Rückschnitt des alten Holzes bis zum Wurzelhals schneller erschöpfen, werden die alten Zweige auf etwa 30 Zentimeter lange Stummel zurückgenommen, aus denen sich willig die Ergänzungstriebe bilden. Im übrigen wird nur so viel geschnitten, als notwendig ist, um die Sträucher licht zu halten. Durch Beseitigung des kranken und abgestorbenen Holzes führen wir eine praktische Schädlingsbekämpfung durch und tragen zur Gesunderhaltung der Pflanzen bei. Bei Fuß-, Halb- und Hochstämmen muß stärker auf Form geschnitten werden; die Ergänzungstriebe werden aus dem Traggerüst der Kronen herangezogen, alle einjährigen Triebe werden durchweg stärker eingekürzt.

Noch einfacher ist der Schnitt der Himbeeren und Brombeeren. Beide fruchten ebenfalls nur an einjährigen Trieben. Nach der Pflanzung werden sie auf 30 bis 40 Zentimeter eingestutzt, so daß sich kräftige Ruten bilden. Diese bringen im folgenden Frühjahr viele Seitentriebchen mit Blüten und sterben nach der Ernte allmählich ab. Damit sich die jungen Schößlinge möglichst kräftig entwickeln und gut ausreifen können, müssen die abgestorbenen Ruten bald nach Beendigung der Ernte herausgeschnitten werden. Unter Berücksichtigung der Nährkraft des Bodens, der Wuchskraft der Pflanzen und der Pflanzenweite lassen wir im Herbst drei bis sieben der best ausgereiften und kräftigsten Triebe stehen, während alle übrigen bis auf den Grund entfernt werden. Bei Brombeeren etwa vorhandene Seitentriebe werden bis auf vier oder fünf Augen zurückgenommen. Da die Endknospen die schönsten Früchte bringen, ist es im allgemeinen nicht zu empfehlen, die Tragruten einzukürzen. Es werden lediglich im Frühjahr bei dem Nachschnitt eingetrocknete oder erfrorene Spitzen bis auf gesundes Holz zurückgeschnitten und solche Triebe beseitigt, die während des Winters gelitten haben und kümmerlichen Austrieb zeigen.

Vorrichtung zum Kuppeln von Ackerwagen

Eine praktische, feste Verkuppelung von Kastenwagen, die sich auf unebenen Straßen gut bewährt hat, soll hier näher beschrieben werden: Durch das Achsfutter des Hinterwagens wird ein etwa 2 Zentimeter starker Bolzen gesteckt, dessen Kopf zu einer etwa 10 Zentimeter langen Klaue ausgearbeitet ist, der in der Mitte 2 Zentimeter starke Löcher bekommt. Die Deichselspitze wird etwa 40 Zentimeter tief quer aufgesägt, und in den Schlitz wird ein 50 Zentimeter langes, 6 bis 8 Zentimeter breites und 2 Zentimeter starkes Flacheisen gesteckt, so daß eine Zunge von 10 Zentimeter Länge aus der Deichselspitze hervorsteht. Diese Zunge bekommt



2—3 Zentimeter vor ihrer Vorderkante ein 2 Zentimeter starkes Loch. Das Flacheisen wird durch den üblichen Deichselbeschlag fest mit der Deichsel verbunden. Sollen nun zwei Wagen aneinandergekuppelt werden, so wird die Zunge des hinteren in die Klaue des vorderen Wagens derart gesteckt, daß die drei Löcher genau übereinander stehen. Durch diese Löcher wird dann ein 2 Zentimeter starker und nicht zu kurzer Bolzen (mindestens 20 Zentimeter lang) gesteckt, der weiter nicht gesichert zu werden braucht, und die Wagen sind fest miteinander verbunden.

Zu beachten ist, daß die Mutter des Klauenbolzens eine genügend große (etwa 20 × 10 cm) Vorlegeplatte aus starkem Eisenblech erhält, damit bei starkem Zug das Achsfutter nicht beschädigt wird. Ferner darf der Klauenbolzen nicht in der Mitte, sondern muß vielmehr etwas links seitlich, also zwischen Langbaum und linkem Arm angebracht werden, damit für den Kuppelungsbolzen beim Einstecken in die Löcher der Klaue und Zunge genügend Raum bleibt. Trotz des etwas seitlichen Zuges läuft beim Fahren auf Landwegen der hintere Wagen genau in den Spuren der vorderen.

Koellner-Müssow.

Tauben im neuen Taubenschlag

Unter den vielen Haustieren verstehen es die Tauben am besten, sich die Sympathien der Menschen zu erwerben. Auch in diesem Frühjahr wird es wieder manchen neuen Taubenzüchter geben. Die angeschafften Tauben können sich oft an den neuen Taubenschlag nicht gewöhnen. Es ist dabei in Betracht zu ziehen, ob diese Tauben den Schlag allein bewohnen, oder ob darin alteingewöhnte Tiere mit vorhanden sind, die dann das Hausrecht für sich allein beanspruchen und die Neulinge vertreiben oder so schlecht behandeln, daß sie sich in diesem neuen Heim nicht wohl fühlen. Oft befindet sich im alten Bestand ein ausgesprochener Beißer, der die neuen Tauben gar nicht in den Schlag hereinläßt, oder aber sie nicht seßhaft werden läßt. Hier muß beobachtet werden, wer der Uebeltäter ist, damit er dann entfernt werden kann. Sind die Tauben aber Alleinbewohner des Schlages, dann kommen nur Mängel in Frage. Sie können in lästigen Mitbewohnern wie Mäuse und Ratten bestehen; ferner kann lästiges Ungeziefer darin vorhanden sein, welches wiederum eine Folge der Unsauberkeit sein kann. Unruhe in der Nähe des Schlages durch Poltern, Kochen, sowie mangelhafter Bau, vor allem auch Zugluft darin, sind Umstände, die den Schlag den Tauben arg verleiden können. Auch eine zu große Finsternis stört diese Tiere, sie wollen es nicht zu dunkel, aber auch nicht zu hell haben. Vielleicht ist auch der Schlag an einer Stelle angebracht, wo es zu belebt ist, oder er ist für die Eigenart der Rasse zu hoch oder auch zu tief.

Vom Rückschnitt des Apfelbaumes

Soll ein Apfelbaum zurückgeschnitten werden, muß man immer mit ganz besonderer Vorsicht zu Werke gehen und vorerst einmal daran denken, daß — namentlich im Hausgarten — der Rückschnitt überhaupt sehr oft gar nicht notwendig ist und es vollständig genügt, wenn man den Baum nur auslichtet. Tatsache ist vor allem, daß durch jeden Rückschnitt der Äste das Wachstum des Baumes beeinflußt und auch das Fruchtbringen des zurückgeschnittenen Zweiges verzögert wird, was sich besonders bei jungen Bäumen auswirkt, weshalb während der Entwicklungszeit des Jungbaumes überhaupt nur wenig zurückgeschnitten werden sollte. Jedenfalls soll dem Ast niemals mehr als höchstens ein Drittel seiner Länge genommen werden. Wird zurückgeschnitten, wenn der Baum bereits Früchte trägt, so muß darauf geachtet werden, daß die jüngeren Zweige dem Baum erhalten bleiben und nur ein paar der unteren und inneren Zweige entfernt werden. Überhaupt wird der Apfelbaum durch jedes Zuviel beim Rückschnitt empfindlich geschädigt, weil er, sobald ihm zu große Teile seiner Kronenäste genommen werden, den Verlust zu ersetzen sucht, indem er entweder Wasserschößlinge bildet oder an den Wurzeln Neutriebe entwickelt, die ihm nur Kraft kosten, ohne ihm gleichzeitig zu nützen.



Lies und Lach'!





Illustrierte Redensarten

Er wirft ein Auge auf sie.

*

Gewonnen

Der kleine Bruder: „Ich wette, daß Herr Walter dich küssen würde, wenn ich nicht im Zimmer wäre!"

Die große Schwester: „Unerhört, Bobby — auf der Stelle gehst du hinaus!"

*

Der Schreinermeister Schmetzle arbeitet langsam, sehr langsam. Knaupel hat bei ihm einen Stuhl in Reparatur. Aber es vergehen drei Wochen, es vergehen sechs Wochen, und der Stuhl ist immer noch nicht fertig.

Schließlich macht Knaupel Krach.

„Gott hat die ganze Welt in sechs Tagen gemacht, und Sie brauchen für ne lumpige Stuhlreparatur Monate!"

„Herr Knaupel, das verstehen Sie nicht. Reparaturen sind immer etwas langwieriger als Neuarbeit."

*

Grillhase hat eine Frage: „Wissen Sie wohl, wann die Japaner ‚Guten Morgen' sagen?"

Zahnbruch wünscht, diese Frage beantworten zu können. „Ueberlegen wir mal! Nehmen wir an, daß man bei uns am meisten so um 8 Uhr herum guten Morgen wünscht, dann haben wir also, da für uns der 15. Meridian östlich von Greenwich gilt, während Tokio auf dem 140. liegt, einen Unterschied — —"

Grillhase unterbricht ihn mit einer häßlichen Lache. „Sie sind auf dem Holzwege, mein Lieber! Die Japaner sagen ‚Guten Morgen', wenn sie in Deutschland sind."

*



„Sie kommen eine Viertelstunde zu spät."

„Ja, Herr, ich bin die Treppe heruntergestürzt."

„Und das hat eine Viertelstunde gedauert?"

*

Im Laden

„Die Dame hat sich über Sie beschwert, Herr Müller! Sie haben ihr nicht genügend Höflichkeit gezeigt!"

Der erschöpfte Verkäufer: „Das ist aber auch das Einzige im ganzen Geschäft, was ich ihr nicht gezeigt habe!"

*

Kameraden

Eine Geschichte aus unserer Zeit
von Geo Hering.

Im festen Schritt ging es dem Lager zu. Die jungen Leute, die hier im Freiwilligen Arbeitsdienst sich aus allen Gegenden zusammengefunden hatten, um in der Gemeinschaft von Gleichgesinnten wieder aus lähmender Untätigkeit sich in die feste Form des Lebens einzugliedern, legten Pickel und Schaufel weg und traten wieder in Reih und Glied, um die Post in Empfang zu nehmen.

Oskar Murr nahm den Brief, den ihm der Kameradschaftsführer reichte. Die starre Reihe löste sich und die Freiwilligen gingen in losen Gruppen in ihre Unterkunft. Murr hatte nun Muße, den Brief zu lesen. Er war von der Mutter Sie schrieb ihm von den tausend Nichtigkeiten des kleinen Dorfes und schrieb, daß sich Schullehrers Käthe verheiratet habe mit dem Apotheker aus dem nächsten Städtchen. Eine schöne Hochzeit sei es gewesen.

Oskar Murr wurde es auf einmal trüb vor den Augen. Er starrte hilflos auf das Papier, auf dem die schwarzen Buchstaben tanzten und in eine schwarze Wolke verschwammen. Den Kameraden fiel die Veränderung im Wesen Murrs auf.

„Hallo, Doktor, was machst du für ein Gesicht? Was Schlimmes erfahren?"

Oskar sah gequält auf und machte eine unwillige Handbewegung, die bedeuten sollte, man möge ihn in Ruhe lassen. Die Kameraden nannten Oskar gern den „Doktor". Er hatte das Gymnasium absolviert und keine Mittel zum Weiterstudium. Der Bruder, der das kleine Anwesen übernommen hatte, konnte nichts mehr geben. Lange hatte Oskar versucht, irgendwo eine Anstellung zu finden. Ueberall wurden seine Gesuche abgewiesen. Er mußte noch den Spott der Dorfgenossen tragen, und um der ewigen Qual zu entgehen, zog er von der Heimat fort und meldete sich beim Freiwilligen Arbeitsdienst. Käthe war seine Jugendgespielin gewesen, und auch später, als sie größer wurden, da standen sie noch in treuer Freundschaft zusammen, und bei ihm stand fest, daß die blonde Käthe einmal seine Frau würde. Langsam schlich Oskar Murr aus der Unterkunft. Er mußte allein sein mit seinem Schmerz. Aber er blieb nicht lange allein in der stillen Ecke des Gartens, der um das Lager war. Peter Link kam zu ihm und suchte in Erfahrung zu bringen, was den Kameraden quälte. Oskar gab bruchstückweise sein Geheimnis preis, und mit einer schmerzlichen Verzweiflung klagte er:

„Was ist das alles? Wir sind hier wie Gefangene. Wir graben im Dreck, wühlen wie die Mäuse und derweil geht draußen das Leben weiter ohne uns. Wir sind tot für die Welt. Was haben wir schon für eine Zukunft? Das ist ja alles Schwindel!"

Link suchte Oskar zu beruhigen. „Mensch, was hast du auf einmal? Mach doch kein Gesicht! Wegen einem Mädel lassen wir uns doch nicht in Verzweiflung bringen. Du gehörst zu uns . . ."

Oskar hörte schweigend zu. In seinem Innern tobte es. Er konnte sich mit Link nicht auseinandersetzen und ließ ihn allein.

Als die Freiwilligen am anderen Morgen zur Arbeit antraten, fehlte Murr.

Link erzählte dem Kameradschaftsführer, was er erfahren hatte. Dann ging es ohne Murr im Gleichschritt zur Arbeitsstätte. Bald schlugen die Pickel ins harte Gestein, wie jeden Morgen.

Oskar Murr war indessen in die Heimat gefahren. Die alte Mutter freute sich, als ihr Junge wieder vor ihr stand. Aber dann kam gleich die Sorge über sein Aussehen.

„Was fehlt dir? Bist du krank?"

Oskar schüttelte nur stumm den Kopf. Der Bruder machte ein ärgerliches Gesicht. Er fürchtete, wieder einen Esser mehr an der Suppenschüssel zu haben.

„Natürlich hat er wieder nicht gut getan; nirgends kann man ihn gebrauchen."

Oskar hörte teilnahmslos die Klagen. Später ging er ins Städchen. In einem Gasthaus, der Apotheke gegenüber, kehrte er ein und setzte sich ans Fenster.

Nach einiger Zeit kam Käthe aus dem Hause. Sein Herz schlug hart und schnell. In hilfloser Ohnmacht starrte er aus leeren Augen der jungen Frau nach.

Die Leute gingen am Fenster vorüber; alle schienen ihr Ziel fest vor Augen zu haben. So unwichtig es sein mochte, sie waren mit allen Sinnen bei ihrem Werk. Kein Gast war um diese Zeit in der Wirtsstube. Ueberflüssig und ausgestoßen kam sich Oskar vor. Da war es doch anders unter den Kameraden. Er erinnerte sich daran, wie sie immer einander mit tausend Kleinigkeiten aushalfen. Leid und Freud trugen sie miteinander. Es war doch schön, wenn sie nach getaner Arbeit heimmarschierten zum Lager. Da schmeckte das Mahl, da vergaß man in angeregter Unterhaltung die Zeit. Man wußte sich eins mit den Kameraden.

Er gab sich einen energischen Ruck. Man durfte nicht der Vergangenheit nachtrauern. Man war jung und die Zukunft lag vor Augen.

Eilig bezahlte er. Er ging noch ein Abendzug, mit dem er das Lager erreichen konnte. Schnell entschlossen schrieb er einige Zeilen an die Mutter und löste dann seine Bahnkarte. Als er im Zuge saß und am Fenster im milden Abendstrahl der Sonne das Land sah, die Felder, die Wiesen, da wurde ihm leichter und froher ums Herz.

Nein, er war nicht nutzlos in der Welt. Auch er hatte ein Ziel vor Augen. Es lohnte sich schon, in treuer Kameradschaft zu arbeiten; denn so gering diese Arbeit scheinen mochte — es war Arbeit für die Zukunft.

Als er im Lager ankam, meldete er sich sofort beim Lagerführer. Die Kameraden begrüßten ihn stürmisch, als er nach Erledigung verschiedener Formalitäten wieder bei ihnen erschien.

„Ich gehöre zu euch!" sagte er. „Auf gute Kameradschaft, Freunde!"

Umschau im Lande

Kattowitz

6 Monate Gefängnis wegen Kindesaussetzung

Die Strafkammer verhandelte gegen das ledige Dienstmädchen Marie B. aus Kattowitz. Die Anklage lautete auf Kindesaussetzung. Im Monat Juli v. Js. hatte das Mädchen sein 5 Monate altes uneheliches Kind in einem Hausflur in Kattowitz ausgesetzt. Das Kind wurde in die städtische Krippe gebracht. Vor Gericht bekannte sich die Angeklagte weinend zur Schuld, gab jedoch an, die Tat in großer Verzweiflung begangen zu haben. Sie führte aus, daß sie seit längerer Zeit ohne Beschäftigung gewesen wäre, denn wegen ihres Kindes bekam sie keine Arbeit. Nach der Beweisaufnahme wurde der Angeklagte unter Zubilligung mildernder Umstände zu einer Gefängnisstrafe von sechs Monaten verurteilt. Ueberdies wurde ihr eine zweijährige Bewährungsfrist zuerkannt.

Königshütte

Der falsche Fürst als Heiratsschwindler

Ein gewisser Michael Iwanski aus Königshütte von der ul. Pilsudskiego wurde von der hiesigen Polizei als gerissener Hochstapler entlarvt. Vor einiger Zeit machte er die Bekanntschaft der Witwe Elisabeth Gorski aus Eichenau, der gegenüber er als russischer Fürst auftrat, um seine Angaben zu erhärten, schaffte sich Iwanski Visitenkarten mit einer Fürstenkrone an. Unter den Versprechungen, die Witwe zu heiraten, verstand es Iwanski, von der Gorski in mehreren Fällen Geldbeträge zu entlocken. Voller Stolz, einmal die Frau eines Fürsten zu werden, händigte die Gorski ihrem Bräutigam ihre Ersparnisse aus. Als dann nichts mehr zu holen war, löste Iwanski das Verhältnis. Aus Gram darüber hat die Witwe bereits zweimal versucht, ihrem Leben ein Ende zu bereiten. Im ersten Falle versuchte sie auf der Polizeiwache Gift zu sich zu nehmen, wurde aber daran vom diensttuenden Beamten gehindert. Einige Tage später unternahm sie einen Selbstmordversuch in einem Hausflur, der aber auch verhindert werden konnte.

Als die Polizei eine Untersuchung in dieser Angelegenheit führte, wurden bei Iwanski eine größere Anzahl Visitenkarten mit der Fürstenkrone beschlagnahmt. Wegen unberechtigter Beilegung des Fürstentitels hatte er sich nun vor dem Administrationsgericht der Königshütter Polizeidirektion zu verantworten und wurde zu 100 Zloty Geldstrafe und zehn Tagen Arrest verurteilt. Außerdem hat der Hochstapler wegen der Affäre mit der Witwe Gorski noch ein gerichtliches Nachspiel zu erwarten.

Myslowitz

Schwerer Einbruch und Verbrecherjagd

Vor kurzer Zeit wurde zum zweiten Male in das Juweliergeschäft Garczarczyk in Myslowitz, ul. Pszczyńska, ein schwerer Einbruch verübt. Der Geschäftsinhaber, der um 3 Uhr nachts von einem Vergnügen heimkehrte, bemerkte, daß das Kellerschloß geöffnet war. Er riegelte sofort die Tür von außen zu und holte den Polizeibeamten Musiol herbei, der gerade am Myslowitzer Ring Dienst tat. In dem Keller befanden sich drei Einbrecher, die inzwischen bemerkt hatten, daß sie eingeschlossen waren. Sie kletterten durch das ausgestemmte Loch in den Laden, hoben, da ihnen jeder andere Weg abgeschnitten war, die Jalousie, zertrümmerten das große Schaufenster und entkamen auf diese Weise. Der herbeigerufene Polizeibeamte stellte sich aber den Einbrechern entgegen. Kurz entschlossen feuerte der Bandit Smolocz aus Wilna mehrere Schüsse auf den Beamten, die aber fehlgingen. Der Beamte erwiderte das Feuer und traf S. in den Kopf, den Hals und die Beine, so daß der Einbrecher blutüberströmt zusammenbrach. Die anderen Banditen ergriffen darauf die Flucht. Mit Hilfe mehrerer Fleischergesellen gelang es, noch einen von ihnen, einen gewissen Ostrowski, aus Sosnowitz, bei dem Kronen-Café zu stellen. Der Dritte konnte in Richtung Modrzejów entkommen. Die Banditen, die mit dem modernsten Einbrecherwerkzeug ausgerüstet waren, hatten bereits drei Attentaschen mit wertvollem Schmuck erbeutet. Der schwerverletzte Einbrecher wurde von der freiwilligen Sanitätskolonne ins Städtische Krankenhaus geschafft. Noch in der Nacht erschien Polizeikommissar Sikora und eine Sonderkommission aus Kattowitz am Tatort, um weitere Untersuchungen einzuleiten. Da die letzten großen Geschäftseinbrüche in Myslowitz auf dieselbe Art ausgeführt wurden, ist anzunehmen, daß es sich hier um eine gut organisierte Bande handelt.

Rybnik

Erfroren

Auf den Wiesen an der ul. Młyńska in Rybnik fanden Vorübergehende einen unbekannten bewußtlosen Menschen, der nur noch schwache Lebenszeichen von sich gab. Er wurde in das Julius-Krankenhaus eingeliefert. Nach dem Gutachten des Arztes ist der Mann halb erfroren, und es besteht nur wenig Aussicht, ihn am Leben zu erhalten. Er hat die Besinnung bis jetzt noch nicht wiedererlangt. Es handelt sich um einen etwa 45 Jahre alten Mann von schlankem Körperbau, der etwa 1,70 Meter groß ist und mit einem schwarzen Mantel und Sportmütze bekleidet war.

Schwientochlowitz

Drei Wohnungseinbrüche — 2400 Zloty Beute

Von unbekannten Dieben wurde in die Wohnung der Rosalie Absalon in Schwientochlowitz auf der Długa 37 eingebrochen. Aus dem Schlafzimmer wurden dann Uhren, Armbänder, Ringe und andere Schmucksachen im Werte von 1000 Zloty gestohlen. Dringend der Tat verdächtig sind mehrere Hofmusikanten, die sich zur fraglichen Zeit in diesem Hause aufhielten. — Ein weiterer Einbruch wurde in der Nacht zum Dienstag in die Wohnung des Leiters der Rudaer Minderheitsschule, Rudolf Meisner, in Ruda auf der Biskupa 13 verübt. Die Diebe durchsuchten die ganze Wohnung, warfen die Einrichtung durcheinander und nahmen schließlich Wäschestücke, Uhren, Schmucksachen und 90 Zloty in bar mit. Der Schaden beläuft sich auf über 700 Zloty. — Für ihre Leichtsinnigkeit wurde die Agnes Dreja in Antonienhütte, die auf der Dombrowskiego 1 wohnt, schwer bestraft. Sie bewahrte ihre Ersparnisse in Höhe von 700 Zl. im Wäschekorb auf. Das müssen gerissene Diebe gewußt haben, die daraufhin in den Nachmittagsstunden, als die Wohnungsinhaberin nicht anwesend war, sich die 700 Zloty holten. Von den Dieben fehlt bisher jede Spur.

Schoppinitz

Apfelsinen im Wollballen

Den Zollbehörden ist es gelungen, einer umfangreichen Schmugglerbande auf die Spur zu kommen, die auf ganz raffinierte Art Schmuggelgut aus Deutschland einführte. Die Zollbehörde erfuhr eines Tages, daß der Transport in einem Waggon mit Rohwolle, die für eine im Dombrowaer Gebiet gelegene Spinnerei bestimmt war, durchgeführt wird. Drei Grenzbeamte nahmen einen neu angekommenen Waggon unter scharfe Bewachung, und als die Sendung in Sosnowitz entladen wurde, fiel es den Beamten plötzlich auf, daß einer der Ballen so schwer war, daß die Arbeiter ihn nur mit großer Anstrengung transportieren konnten. Der Ballen wurde untersucht und enthielt ein kleines Lager von drei Säcken Apfelsinen, einigen Flaschen Sekt, Oelsardinen, Radioteile usw. Auf diese Weise fielen Waren im Werte von einigen tausend Zloty in die Hände der Zollbeamten. Wie festgestellt werden konnte, muß die Zentrale der Schmugglerbande in Schoppinitz gewesen sein, wo die geschmuggelte Ware ausgeladen wurde. Die Anwesenheit der Zollbeamten bei dem letzten Transport verhinderte das, so daß die Schmuggelware bis nach Sosnowitz gelangte. Wer der Empfänger der auf so eigenartige Weise geschmuggelten Waren ist, konnte noch nicht festgestellt werden, doch ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß bei den so raffiniert arbeitenden Schmugglern auch einige Eisenbahner beteiligt sind, denn ohne eine solche Mithilfe hätte sich eine derartige Tätigkeit nicht bewerkstelligen lassen. Die Schmuggler müssen schon seit längerer Zeit „gearbeitet" haben, denn die Spinnerei hatte schon öfter wegen Fehlens von Wolle bei der Eisenbahn reklamiert. Die Wolle wurde zur Unterbringung der Schmuggelwaren aus den Ballen entfernt und fehlte dann bei der Ablieferung.

Gieschewald

Auto im Straßengraben

Ein Verkehrsunfall, der zum Glück kein Menschenleben forderte, ereignete sich auf der Gieschewalder Chaussee. Ein in rascher Fahrt daherkommendes Auto bemerkte dort im letzten Moment ein unbeleuchtetes Fuhrwerk, das auf der linken Seite der Chaussee hielt. Um einen Zusammenstoß zu verhüten, zog der Chauffeur die Bremsen, konnte aber infolge der Glätte den Wagen nicht mehr zum Halten bringen. Das Auto stürzte in den Straßengraben und überschlug sich. Erst mit Hilfe von Pferden gelang es, den schwer beschädigten Wagen aus dem Graben zu ziehen. Der Wagenführer erlitt durch Glasscherben erhebliche Verletzungen im Gesicht.

Birkenthal

Tragischer Tod eines Volksgenossen

Einen schweren Verlust haben unsere Volksgenossen in Birkenthal zu beklagen. Durch einen Unglücksfall wurde ihr Kamerad, Valentin Bozek aus ihren Reihen gerissen. Arbeitslos seit längerer Zeit, mußte er seine Frau und fünf Kinder ernähren, fand aber keine andere Beschäftigung, als die Arbeit im Notschacht. Vorgestern ereilte ihn ein tragisches Geschick. Als er im Schacht nach Kohlen schürfte, wurde er von Giftgasen betäubt und war tot, ehe man ihn heraufziehen konnte. Wir verlieren in ihm einen treuen Volksgenossen, der sich stets wacker für unser Deutschtum eingesetzt hat. Seine Frau und die fünf Kinder, von denen zwei die deutsche Schule besuchen und die anderen drei noch nicht schulpflichtig sind, stehen ohne jede Mittel da. Unsere Pflicht, Volksgenossen, ist es, den Hinterbliebenen des Unglücklichen zu helfen, damit sie nicht Hunger leiden.

Bismarckhütte

Lebensmüder wirft sich vor die Straßenbahn

In Bismarckhütte verübte der 32jährige Hüttenarbeiter Alois Glinka auf schreckliche Weise Selbstmord. Er warf sich in der Nähe des Bahnhofes vor die aus Zalenze kommende Straßenbahn. Die Räder gingen ihm über die Brust, so daß der Tod auf der Stelle eintrat. Der Chefarzt des Bismarckhütter Krankenhauses, Dr. Curtius, der sofort an die Unfallstelle gerufen wurde, konnte nicht mehr helfen. Die verstümmelte Leiche wurde in die Leichenhalle des Bismarckhütter Krankenhauses überführt. Wie festgestellt wurde, trifft den Führer der Straßenbahn keine Schuld, da Glinka aus so kurzer Entfernung sich vor den Wagen warf, daß es völlig ausgeschlossen war, die Bahn noch zum Stehen zu bringen. Der Ueberfahrene war verheiratet und Familienvater.

Emanuelssegen

Im Notschacht erstickt

In einem Notschacht bei Emanuelssegen wurde der 40 Jahre alte Franz Stefanek durch herabstürzende Erdmassen verschüttet. Die herbeigerufene Rettungskolonne ging sofort an die Bergung des Verschütteten heran, doch konnte dieser nur noch als Leiche geborgen werden. Der Arzt stellte fest, daß der Tod infolge Erstickens eingetreten ist. Die Leiche des Verschütteten wurde in die Totenhalle des Emanuelssegener Krankenhauses geschafft. Der Tote hinterläßt Frau und zwei Kinder im Alter von 15 und 18 Jahren.

Was in der Welt geschah

Sturmflut an der Nordseeküste

Die Nordseeküste stand unter Sturmflutgefahr. In der Nähe des Hoheweg=Leuchtturmes geriet der Fischkutter „Condor" aus Wilhelmshaven in Seenot. Das Schiff ist untergegangen. Ueber das Schicksal der Besatzung war noch nichts zu erfahren. Einige Fischdampfer, die in den Hafen einliefen, haben erhebliche Schäden erlitten.

Die Schiffahrt hat durch den Sturm allerlei Verzögerung erfahren. So konnte der Hapagdampfer „Neuyork", der von Bremerhaven nach Hamburg auslaufen sollte, erst Donnerstag früh den Columbia=Kai verlassen. Lloyddampfer „General von Steuben", der Donnerstag morgen auslaufen sollte, muß erst günstigeres Werter abwarten.

*

Zwei Pferdeschlitten im Eis eingebrochen

Zwei mit 6 Personen besetzte Schlitten sind bei der Ueberquerung des zugefrorenen Ceaga=Flusses (Beßarabien) eingebrochen. Alle Insassen erlitten in den Wellen den Tod. Im ersten Schlitten befanden sich zwei Schwestern mit ihren Männern. Eine der beiden Frauen hatte ihr soeben im benachbarten Pfarrdorfe getauftes Kind im Arm. Im zweiten Schlitten saß der Vater der beiden Frauen. Als der erste Schlitten den Fluß überquerte, brach das Eis. Mensch, Pferde und Schlitten gingen unter. Die Mutter hatte die Geistesgegenwart, ihr in Pelz gewickeltes Kind auf das nicht gebrochene Eis zu werfen, wo es unversehrt liegen blieb. Der Großvater versuchte das Kind zu retten, doch brach das Eis in dem Augenblick, als er das Kind in seine Arme nahm. Beide versanken unter den Eisschollen.

*

Lawinenkatastrophe in den Apenninen

Aus vielen Orten der Apenninen werden Lawinenunglücke und Erdrutsche gemeldet. Am schwersten scheint ein Lawinenunglück in Rubbiano gewesen zu sein. Von dort werden Tote und Verwundete gemeldet. Man spricht von 8 Toten und 15 Verletzten. Hier ist es gelungen, die erste Hilfe zu bringen.

Ueber das Lawinenunglück von Bolognola in den Apenninen liegen von amtlicher Seite noch keine Angaben vor. Offensichtlich handelt es sich um die Verschüttung mehrerer Häuser des kleinen Bergortes Bolognola, der ein beliebter Wintersportplatz ist. Bolognola wurde bereits vor vier Jahren von einem großen Lawinenunglück betroffen, das damals im Orte über 20 Todesopfer forderte.

Daß über das Ausmaß der jetzigen Katastrophe bisher keine sicheren Nachrichten zu erhalten sind, erklärt sich aus der Unterbrechung sämtlicher Verbindungen. Ein furchtbares Unwetter, das sich im Tal in schweren Regengüssen und Ueberschwemmungen, in den höheren Lagen in Schneestürmen äußert, wütet seit zwei Tagen an diesem Teil der italienischen Ostküste.

Die erste Meldung von dem Lawinenunglück in Bolognola brachte ein junger Ski=Läufer nach Camerino, wohin er sich in zwölfstündigem Kampf gegen den Schneesturm durchgeschlagen hatte. Noch in der Nacht zum Sonntag brachen auf Anordnung der Behörden Milizsoldaten, Polizeisoldaten und Studenten zur Hilfeleistung auf. Sie mußten aber etwa 25 Kilometer vor dem Ort Halt machen, weil sämtliche Straßen durch den Schneefall unpassierbar geworden waren. Die Rettungsmannschaften sind weiter benüht, sich durch den Schnee nach der verunglükten Ortschaft durchzukämpfen.

*

Man hat keine Zeit

Zu einem Zwischenfall kam es auf dem Kostümfest eines Clubs in Hamm. Einem Verkäufer von Losen der Winterhilfslotterie wurde, als er ein Los anbieten wollte, der Zutritt durch einen Bankdirektor und einen Rechtsanwalt verboten mit dem Hinweis, man wünsche nicht, daß die Festlichkeit durch Losverkäufe gestört werde; man habe keine Zeit und wolle feiern. Da ein Vermittlungsversuch des Oberbürgermeisters vergeblich blieb, erklärte dieser seinen Austritt aus dem Club und ließ die anwesenden Parteigenossen auffordern, das Fest sofort zu verlassen. Am Montag aber fand vor dem Clubgebäude eine Protestkundgebung statt, in der sich der Kreisleiter der NSBO. in scharfen Worten gegen die Sozialreaktionäre wandte, die die Volksgemeinschaft noch nicht begriffen hätten. Zum Schluß gab er ein Schreiben bekannt, wonach Bankdirektor Steinhäuser und Rechtsanwalt Kaiser in Schutzhaft genommen worden seien.

*

Lawinenstürze auf Korsika

In der Ortschaft Ortipario bei Bastia wurden mehrere Häuser durch eine Lawine verschüttet. Einzelheiten fehlen, da jeder Verkehr mit der Ortschaft unterbrochen ist.

In Vizzarona wurde ein Bahnwärterhäuschen durch eine Lawine verschüttet. Neun Personen befanden sich im Innern des Hauses. Wegen Verschüttungsgefahr ist das Dorf Bisinchi, wo man schon 1931 einen Erdrutsch befürchtete, von den Bewohnern geräumt worden.

Die Zahl der Toten bei dem Lawinenunglück unweit Bastia beträgt 39. Das Dorf liegt in 600 Meter Höhe. Die Rettungsarbeiten, an denen sich auch eine Mannschaft, die der italienische Konsul zusammengestellt hat, beteiligt, sind außerordentlich schwierig, da der Schnee an einigen Stellen 4 bis 5 Meter hoch liegt. 10 Häuser sind von den Schneemassen verschüttet.

*

Russischer Dampfer gestrandet

Nach einer Meldung aus Moskau fingen mehrere russische Funkstationen SOS.=Rufe eines russischen Dampfers auf, der bei Murmansk auf einen Felsen gelaufen ist. Auf dem Dampfer befinden sich über 180 Menschen.

*

Drei indische Soldaten verbrannt

In Midnapur ging eine Hütte in Flammen auf, in der 25 Mann eines Schützenregiments schliefen, das zur Verhütung terroristischer Verbrechen eingesetzt worden ist. Drei Mann fanden den Tod in den Flammen. Man vermutet Brandstiftung.

*

Ein Funkturm eingestürzt

Dem schweren Sturm ist voriger Woche auf dem Flugplatz in Fuhlsbüttel bei Hamburg der westliche der beiden großen Funktürme zum Opfer gefallen. Der ganze Funkturm stürzte

---

Die letzte Ohrfeige

Von Willi Schäferdiek.

Meine Schwester war ein Jahr jünger als ich. Unsere Jugend war voll mancherlei Bitternis gewesen. Wir wußten um alle Sehnsüchte der Armut. Als Kinder lagen wir lange Abende wach im Bett und schufen uns, einer den andern mitreißend in immer bewegterem Spiel der Phantasie, märchenhafte Schlösser und Gärten. Keine Herrlichkeit der Welt, kein Fabelwesen aus niedergeschriebenen Sagen und Legenden, die in solchen Stunden nicht unser ureigenster Besitz gewesen wären. Später kam auch schon einmal Streit zwischen uns. Besonders in jenen wirren, ausweglosen Jahren, wie sie uns alle aus der Kindheit herausnahmen und mit unverstandenen Gärungen und Anwandlungen von Schwermut und Selbstmordgedanken in die frühen Jahre des Erwachsenseins und des ersten Körperbewußtseins hinüberschwemmen. Ich erinnere mich dabei eines drolligen Vorfalls, der mich damals sehr beschämte. Er geschah im zweiten Sommer nach dem Tode meines Vaters. Meine Mutter, diese tapfere, vom Leben immer wieder mißhandelte Frau, war irgendwo bei Bekannten. Ich befand mich mit meiner Schwester allein in der Wohnung. Aus irgendeiner Nichtigkeit flammte plötzlich ein riesiger Streit, der — so glaube ich wohl — zu beiderseitigen Tätlichkeiten ausartete und schließlich meine Schwester weinend vom Kampfplatz trieb. Ich tobte wie ein Besessener durch das Zimmer. Erste Mannbarkeit, die keinen befreienden Ausweg wußte, Wut und Verzweiflung über die gedrückte äußere Lage, alles das mengte sich quirlend durcheinander und vergewaltigte mich. Laut tobend riß ich die Schubfächer der alten Erbkommode, die in der Küche stand, heraus, schleuderte in ohnmächtigem Grimm die darin befindliche Wäsche auf den Boden und türmte die leeren Schubladen aufeinander. Gott und aller Welt Haß und Rache schwörend, ließ ich alles im Stich, um mich mit Uebungen im Steinwurf am Fluß langsam zu beruhigen.

Nichts Böses ahnend, sogar vergnügt vor mich hinpfeifend, schlenderte ich eine Stunde später wieder nach Hause. Wie versteint blieb ich an der offenen Küchentür stehen. Mutter und Schwester suchten weinend die umherliegende Wäsche zusammen, während neben ihnen, hochaufgerichtet zu voller Würde, ein Polizeibeamter mit aufgeschlagenem Dienstbuch und schreibbereitem Bleistift stand. Ich glaube, ich bin damals vor Schreck blaß geworden. Ich konnte mir nicht erklären, was hier los sei. Schließlich wagte ich stammelnd eine Frage. — Und nun klärte sich alles auf. — Mutter und Schwester waren ahnungslos heimgekommen und fanden nach Aufschließen der Türe eine verwüstete Wohnung vor. Das konnten nur Einbrecher gewesen sein. Es entsetzt feststellen und die Tür krachend wieder zuwerfen war eins. In der weiteren Nachbarschaft wohnte ein Schutzmann. Zitternd und aufgeregt flüchteten beide Frauen nun zu ihm hin. Zum Glück hatte er an diesem Sonntagnachmittag dienstfrei und saß hemdärmelig auf seinem Balkon, um voller Behagen seine Pfeife zu rauchen. Mit fliegenden Worten schilderte meine Mutter ihm und seiner neugierig hinzukommenden Frau das schreckliche Begebnis. Eifrig und hilfsbereit sprang er auf, zog den Dienstrock an, stülpte den Helm über den Kopf und schnallte sich die Waffen um. „Heinrich, sei nur ja vorsichtig," ermahnte die ängstlich Zurückbleibende ihren davongehenden Mann und zerdrückte gerührt eine Träne des Besorgtseins. Im Eilmarsch ging es dann zur Wohnung. Nach späteren Schilderungen meiner Mutter, die mir aber um der unvermeidlichen Pädagogik willen damals schon immer übertrieben vorkamen, schlich man sehr sorgsam die Treppen hinan. Der tapfere Beheldmte machten seinen Revolver schußbereit, dann mußte meine Mutter möglichst geräuschlos aufschießen. Aber die Einbrecher hatten, wahrscheinlich durch die erste Rückkehr der beiden Frauen gestört, längst schon das Weite gesucht.

Nun war meine Mutter weinend dabei, festzustellen, was man von unserem kärglichen Besitz entwendet hatte. In diesem Augenblick erschien ich auf der Bildfläche. Immerhin war ich alt genug, die Komik der Situation zu erfassen. Ich mußte infolgedessen sehr an mich halten, um nicht platzend loszulachen. Aber die greifbare Nähe der Uniform dämpfte meinen Uebermut. Dann überlegte ich, was zu machen sei. Einen Augenblick zwickte mich der Gedanke, meine Missetat einfach zu unterschlagen. Aber dann befürchtete ich unangenehme Weiterungen und bequemte mich schamvoll und stotternd zu einem Geständnis. „Junge!", sagte der Mann von der Polizei und rollte drohend sein Augen. Ein Glück, daß die Schutzleute damals keine Gummiknüppel trugen, der ungewollt Genasführte hätte sicher große Lust verspürt, mich mit ihm bekannt zu machen. Statt dessen aber fuhr meine Mutter auf mich zu und gab mir, von einem beifälligem Kopfnicken der hohen Obrigkeit unterstützt, eine schallende Ohrfeige. Es war die letzte, die sie mir gab. Und — auf Ehre! — ich steckte sie willig ein.



Ein berühmtes Flugzeug verbrannt. Die „Columbia", das Flugzeug, in dem die amerikanischen Piloten Chamberlin und Lewine im Jahre 1927 einen Ozeanflug von New York nach Europa durchführten und südlich von Berlin bei Kottbus landeten, ist bei einem Brande im Flughafen von Wilmington (Del.) mit zerstört worden.

unter donnerähnlichem Krachen zu Boden. Personen sind nicht zu Schaden gekommen. Man befürchtet, daß auch der zweite Funkturm dem Sturm nicht gewachsen sein wird. Die Feuerwehr hat bereits Vorsichtsmaßnahmen ergriffen. Der Schaden ist zwar erheblich, doch steht dem gegenüber, daß ohnehin die Beseitigung dieser beiden Funktürme geplant war. Der Funkverkehr ist durch den Einsturz des Funkturms nicht behindert.

Auch im Innern der Stadt hat der Sturm an verschiedenen Stellen durch Abreißen von Dächern und Eindrücken von Schaufenstern Schäden angerichtet. Im Altonaer Hafen sind zwei Fahrzeuge leck geschlagen und abgesackt.

*

Millionenkautionen in Osseg

Einige Tage nach dem furchtbaren Grubenunglück in Osseg waren 9 leitende Beamte der betroffenen Bergbaugesellschaft, darunter Generaldirektor Dr. Ing. Löcker, unter der Beschuldigung verhaftet worden, die Sicherungsmaßnahmen in der Unglücksgrube aus Ersparnisgründen bis zur völligen Unzulänglichkeit zurückgeschraubt zu haben. Nach einigen erfolglosen Haftentlassungsanträgen wurde jetzt einem neuerlichen Antrage stattgegeben. Allerdings müssen Kautionen hinterlegt werden, die erkennen lassen, daß die Staatsanwaltschaft schwerwiegende Anklagen in Vorbereitung hat. So mußten für Generaldirektor Dr. Ing. Löcker 3 Millionen Tschechenkronen erlegt werden, für Direktor Ing. Karlik eine Million, Oberinspektor Ing. Kupka 500 000, enorme Summen bei dem inneren Kaufwert der tschechischen Währung.

Die beiden unmittelbaren Vorgesetzten der Verunglückten, Betriebsleiter Ingenieur Beisser und Steiger Kutena, werden dagegen weiter in Haft behalten.

*

Die Schmugglerbraut auf der Kommandobrücke

Vor einigen Tagen gelang den estländischen Küstenwachbooten ein ganz großer Fang. Seit vielen Monaten schon war man hinter einem großen Schmugglerschiff her, das es aber durch geschickte Manöver immer wieder verstand, den Verfolgern zu entkommen. Einmal war es sogar zu einer regelrechten Schlacht gekommen. Ein Küstenschiff hatte, als der Schmuggler nicht stoppen wollte, scharf geschossen. Zur Ueberraschung der Zollbeamten hatte das fliehende Schiff mit einem nicht einmal kleinkalibrigen Geschütz das Feuer erwidert.

Durch den Zufall, daß ein anderes Küstenboot gerade entgegenkam, gelang es aber endlich doch, längseits zu legen. Auf der Kommandobrücke stand als Kapitän — eine Frau. Eine junge hübsche Frau. Die gefangenen Schmuggler erklärten später, daß sie äußerst froh seien, von der Frau erlöst zu werden, die sie auf das ärgste tyrannisiert habe.

Im Gefängnis zeigte sich die Gefangene immer noch recht lebenslustig. Sie rauchte wie ein Schlot und forderte die vernehmenden Beamten auf, mit ihr nach der Radiomusik zu tanzen.

*

Barackenbrand fordert 30 Todesopfer

Nach einer Meldung aus Hankau ist in dem Dorfe Sipinligin in einer Baracke, die von 100 Arbeitern bewohnt wurde, aus unbekannter Ursache ein Brand ausgebrochen, der bis jetzt 30 Todesopfer gefordert hat, während 41 Personen schwere und leichtere Verletzungen erlitten.

*

Halbe Million RM Lösegeld bezahlt

Der Bankier Edward Bremer, der Sohn einer reichen deutsch-amerikanischen Bierbrauerfamilie, der vor beinahe einem Monat von Banditen entführt worden war, ist wohlbehalten in seine Wohnung zurückgekehrt. Sein Vater hat das von den Entführern geforderte Lösegeld in der Höhe von 200 000 Dollar (rund 510 000 Rm.) bezahlt; aus Furcht vor der angedrohten Ermordung seines Sohnes fügte er sich allen Bedingungen der Verbrecher.

*

Kältewelle in Amerika

Die Ost- und Nordoststaaten von Nordamerika werden von einer ungewöhnlichen Kältewelle heimgesucht. Im Eisenbahn- und Straßenbahnverkehr kam es vielfach zu erheblichen Störungen. Die Schiffahrt mußte teilweise eingestellt werden. Am Freitag früh wurden in New York etwa 24 Grad Celsius unter 0 gemessen. Die Obdachlosen-Unterkünfte sind überfüllt. Die Notstrandsarbeiten mußten eingestellt werden. Auch in Washington herrscht ungewöhnliche Kälte. Der Freitag war mit 24 Grad unter 0 der kälteste Tag seit dem Jahre 1912. Die Folgen für die sonst an ein mäßiges subtropisches Klima gewöhnte Bundesstadt sind schwer. Mehrere Personen sind erfroren. Glatteis führt zu zahlreichen Unfällen.

In den Gebirgsgegenden erreichte das Thermometer einen noch tieferen Stand. In Highpoint (New Jersey) wurden 40 Grad Kälte gemessen. Zum ersten Male seit 60 Jahren ist der Ontario-See wieder zugefroren.

*

Forscher und Bettlerkönig

Der Archäologe Heidemann ist unter den Wiener Forschern eine bekannte Erscheinung. Man sagt ihm ebensoviel Liebenswürdigkeit wie Zerstreutheit nach, und diese beiden Eigenschaften waren es, die ihn zum unfreiwilligen Helden einer kleinen Komödie gemacht haben.

Heidemann galt insbesondere auf dem Gebiete der Numismatik als Autorität.

Viele Monate war er auf der Suche nach einer besonders seltenen alten Münze, die er für seine Sammlung benötigte. Endlich wurde seine zähe Ausdauer belohnt; es gelang ihm, die vielgesuchte Münze zu erwerben. Voller Freude eilte der Gelehrte nach Hause, um das kostbare Stück an den längst vorbestimmten Platz zu bringen. Er konnte an diesem Wege an keinem Bettler vorbeigehen, ohne ihm ein Geldstück in den Hut zu werfen. Plötzlich blieb der Gelehrte stehen, und das Lächeln erstarrte auf seinen Lippen. Wo hatte er nur seine teure Münze verwahrt? Ja, richtig, in der Geldbörse, in einem besonderen leeren Fach. Und jetzt bemerkte er zu seinem Schrecken, daß die Münze offenbar aus ihrem Versteck gerutscht war und mit anderen, profanen Geldstücken einem Bettler geschenkt hatte . . .

Wie ein Verzweifelter lief nun Heidemann durch die Straßen und fragte bei allen Bettlern, die ihm in den Weg kamen, ob sie nichts von der kostbaren Münze wüßten. Aber seine Suche blieb vergeblich: die Münze war unwiederbringlich verschwunden, und der Gelehrte wußte nicht einmal, wem er sie zum Geschenk gemacht hatte. In seiner Niedergeschlagenheit klagte er verschiedenen Freunden sein Leid. Einer von ihnen gab ihm den Rat, sich an den „Fachverband" der Wiener Bettler zu wenden. Der Vorsitzende dieser Bettlergilde herrscht wie ein Diktator über seine Untergebenen und würde gegen entsprechende Vergütung sicherlich behilflich sein.

Der Gelehrte folgte seinem Rat und suchte den Vorsitzenden auf, der in einer komfortablen Dreizimmerwohnung residiert. Der Herr Präsident hörte sich das Anliegen seines Besuches an, nahm eine Kartothek vor, machte einige Eintragungen und bat den Forscher, ihn am nächsten Tage wieder aufzusuchen. Am nächsten Morgen übergab der Vorsitzende des Bettlerverbandes dem Gelehrten seine Münze. Heidemann tat beinahe einen Freudensprung und legte dem Bettlerkönig 30 Schillinge auf den Tisch. Aber dieser gab ihm mit verbindlichem Lächeln 12 Schillinge wieder zurück. „Ich habe Ihnen für meine Bemühungen nur ein Honorar von 18 Schilling berechnet," erklärte er. Sprach's und übergab dem Forscher eine vorbereitete Quittung auf 18 Schilling, die mit einem vorschriftsmäßigen Stempel versehen war.

*

Großfeuer in Bad Doberan

Brandursache vermutlich Explosion.

Das einzige Doberaner Industrieunternehmen, die chemische Fabrik, ist in der Nacht ein Raub der Flammen geworden. Gegen 21 Uhr brach auf dem Fabrikgelände Feuer aus, das in kürzester Zeit die gesamten Fabrikanlagen in Flammen hüllte und dem Erdboden gleichmachte. Stehengeblieben ist lediglich ein Maschinengebäude und ein Wohnhaus. Die Rostocker Feuerwehr mußte zur Hilfeleistung nach Doberan herbeigeholt werden. Die Löscharbeiten wurden dadurch erschwert, daß das Feuer auf die riesigen Tabakballen, die in dieser chemischen Fabrik verarbeitet wurden, übergriff und riesigen Qualm entwickelte. Die Brandursache steht noch nicht fest; jedoch nimmt man Explosion an.

Möbel

Besuchen Sie uns unverbindlich, wir zeigen Ihnen unsere große Auswahl.

Ganz besonders schöne

Schlafzimmer

Gute Qualitäten
Schöne Edelhölzer
und trotzdem nicht teuer.

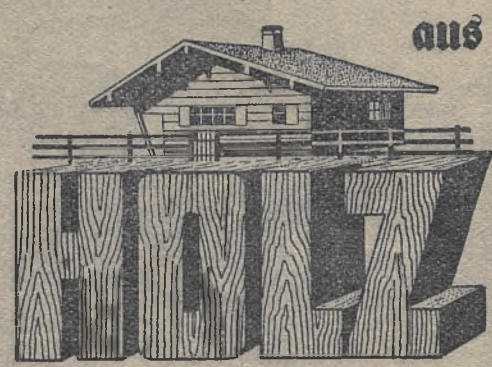
G. BERGER
MÖBEL-FABRIK, Nowa Wieś

Speisezimmer - - - Herrenzimmer

jetzt ganz besonders billig

---

25 Wohnhäuser aus



von Ernst Neufert

Preis zł 2,20

Dieses neue Bauwelt-Sonderheft bringt Grundlegendes und Wissenswertes über den Bau von Holzhäusern (von 48 qm Wohnfläche an), die nicht nur zweckmäßig, schön und billig, sondern auch trocken, warm und sauber sind — und in ganz kurzer Zeit fertiggestellt werden können. Es werden Beispiele städtischer und ländlicher Mittelstandshäuser gezeigt, mit Angaben über die verschiedenen Bauweisen, ferner einige Abbildungen nordischer, bayrischer und Schweizer Holzhäuser. Zu beziehen durch

Kattowitzer Buchdruckerei- und Verlags-Spółka Akc., 3-go Maja 12

„Jodofil" **Eine neue Erfindung!** „Jodofil"

Ein Apparat, welcher die Umständlichkeit bei Gebrauch von Jodtinktur in Fläschchen gänzlich beseitigt, ein idealer Pinsel zur automatischen Desinfizierung der Wunden! Große Sparsamkeit im Verbrauch von Jodtinktur! Keine Watte nötig! Stets gebrauchsfertig!

„Jodofil"

Unentbehrlich im Haushalt und auf Reisen, in Krankenhäusern und Kliniken, für Pfadfinder, Touristen, Automobilisten, Arbeiter, Hausfrauen usw. Bezirksvertretung auf eigene Rechnung zu vergeben

Laboratorium „OLM", Bydgoszcz, Gimnazjalna 4

„Jodofil" Verlangen Sie in allen Apotheken u. Drogerien! „Jodofil"

Preis nur 1,75 zł pro Stück

Preis nur 1,75 zł pro Stück

Bienenhonig

garantiert echten, naturreinen, bester Qualität, senden wir gegen Nachnahme: 3 kg 7.80 Zł, 5 kg 11.50 Zł, 10 kg 22.30 Zł, per Bahn: 20 kg 42.— Zł, 30 kg 61.50 Zł, 60 kg 119 Zł einschließlich Blechdosen und Porto franko.

Firma „Pasieka", Trembowla Nr. 8/16, Małopolska.

Garantiert reiner **Karpathen-Schleuder-**

Honig

bestbewährtes Heilmittel hat per Nachnahme in 5 kg-Blechdosen zum Preise von Zł. 19,50 abzugeb. **Forstingenieur Eduard Leibrock, Borynia**, koło Turki nad Stryjem. Wiederverkäufer Spezialofferte.

Gemüse-, Blumen- u. Feld-

Saaten

bekannt guter und zuverlässiger Qualität, wie auch **Obstbäume, Sträucher, Stauden, Rosen** usw. empfiehlt

B. Hozakowski, Toruń

skrzynka pocztowa (Postschließfach) Nr. 1
Saatengroßhandlung und Samen-Gartenbaubetrieb.
Illustrierten
Hauptkatalog für das Jahr 1934
sende ich auf Wunsch gratis und franko!

Den besten hochkeimfähigen u. sortenechten

Blumensamen u. Gemüsesamen

erhalten Sie nur bei

L. MÜLLER

Gartenbaubetrieb und Samenhandel
Chorzów-Węzłowiec Nr. 19
Eigene Samengeschäfte:
Katowice, ul. 3-go Maja 16. — Król. Huta, ul. Wolności 3.
Preislisten werden auf Wunsch kostenlos zugestellt.

Bestellschein

Hiermit bestelle ich ein Abonnement der illustrierten Wochenschrift

„Oberschlesischer Landbote"

Geschäftsstelle Katowice, 3-go Maja 12

zur laufenden Lieferung ab ....

Der Abonnementspreis beträgt durch Boten 80 Groschen pro Monat
Bei Postüberweisung 90 Groschen pro Monat

Den Bezugspreis für Monat .... in Höhe von .... zł wollen Sie durch Quittung bei mir einziehen lassen — habe ich durch die Post überwiesen.

Ort .... den .... 193....

Straße und Hausnummer ....

Vor- und Zuname ....

Stand ....

Kleine Anzeigen

Gebr., liegende **Ventil-**

Dampfmaschine

für Heißdampf, 12 Atmosph., 150 effektive PS zu kaufen gesucht. Angeb. unt. „Maszyna" an Międzynarodowe Biuro Ogłoszeń Warszawa, Wierzbowa 11.

Leere, gebrauchte

Glasballons

zu 40, 50 u. 60 Liter, mit oder ohne Körbe, laufend zu kaufen ges. Offerten mit Preisangabe erbeten an **Śląski Lloyd Bielsko**, Postfach 208.

National-

Registrier-Kasse

u. **Verkelwage** verkauft
Katowice II
Krakowska 102
Laden.

Grosser Bauplatz

im **Zigeunerwald** bei Bielsko, in sonniger, staubfreier Lage, 5 Minuten von der elektrisch. Straßenbahn, ist preiswert zu verkaufen. Anträge unter **„Zigeunerwald"** erb. an Alois Springer, Bielsko, 3-go Maja 7.

Garantiert frische **Trink-**

Eier

u. Ia **Dessert- u. Tisch-**

Butter

liefert zu niedrigsten Tagespreisen franko Katowice

Mleczarnia Ludowa
Pszczyna,
ulica Głowackiego 3

Flügel

kurz, prachtvoll, Weltmarke, fast neu, verkauft billig **Sosnowiec**, Wspólna 16, I. Etg. lks.

Pianino

Marke Förster, verkauft spottbillig Król. Huta Gimnasjalna 22, W. 6

Laden

mit 2 Zimmern, Küche, Entree und sämtl. Beigelaß, per sof. zu verm. Für jede Branche geeign. **Staszyca, Siemianowice.**

Werkstatt

monatliche Miete 30 zł. zu vermieten.
Goralczyk,
Katowice,
Kościuszki 36

In Nähe des Gerichtes geleg., komf. **6 Zimm.-Wohn.** (2 Zimmer mit separ. Eing. als eventl. Büro) besond. geeignet für Advokat., ist sofort zu vermieten. **Rybnik** Hallera 11, Wohn. 3

Für Restaur. u. Garten-Lokal **„Elysium"** suchen wir erstklassigen

Fachmann

als Pächter. Eigene Schankkonzession und größere Kaution erforderlich. Schriftliche Angebote nebst Referenzen an Herrn **E. Pauly**, Bydgoszcz, Gdańska 68, m. 5

Hotelbetriebs-Gesellschaft Deutsches Haus
T. z. o. p. Bydgoszcz.

Gelegenheitskauf!

Citroën, 4 Zylinder, 6-sitzig,
Citroën, 6 Zylinder, 2 Plattformen, 4,60×2,00,
Austro-Fiat, 6 Zylind., 4 Tonnen, neuer Wagenunterbau
verkauft billigst
Firma Teha, Bielsko
Informationen:
Silwester, Katowice
Kralowska 5
Tel. 1165.

☛ Suche für meinen

Assistenten

5 J. auf hiesigem Gute tätig, ab 1. April **Stellung.** Kann denselb. als energischen, anständigen u. sparsamen Beamten bestens empfehlen.
Angeb. zu richten:
Dom. Lyski
pow. Rybnik.

Radio-Apparat

Netzanschluß, 4 Röhren, 2 mal Schirmgitter, 2 Kreisempfänger, billig zu verkaufen.
Katowice II
ul. Krakowska 117
Wohnung 4.

Honig

Medizinal, pa. **Gebirgs-Schleuder-Honig**, aromatisch, beste Qualität, garantiert naturecht, von eigenem, in Karpathen gelegenen Bienenstand, 800 m Seehöhe, verkauft franko und brutto 3 kg 13 Zł, 5 kg 21 Zł, 9 kg 38 Zł, per Nachnahme.

P. Johann Tymczuk
gr.-kath. Pfarrer und Dechant in **Beniowa**, I, p. Sianki (Kleinpol.)